8° Mor. 1205 f

Stille

66

Abendstunden
im
Familienkreise
gebildeter und guter Menschen.

Herausgegeben
von
Karl Stille.

E. Louis Wagner.

Erster Band.

Gotha,
in der Beckerschen Buchhandlung
1804.

G. n. 1259

BIBLIOTHECA
REGIA.
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Nach vollbrachtem Tagewerke feire ich meine Abendstunden am liebsten im Familien-Kreise; lese dann oft vor, oder lasse vorlesen, und spre-

che

che mit den Meinigen über das Gelesene.

Bey der großen Menge neuer Schriften, welche Belehrung und Unterhaltung versprechen und zum Theil gewähren, fand ich aber dennoch nicht immer was ich zur Feier meiner Abendstunden suchte — Beiträge zu einer durchaus reinen und schuldlosen Unterhaltung, an welcher auch Jünglinge und Jungfrauen Theil nehmen dürfen. Dadurch wur-

de ich veranlaßt, selbst zuweilen solche Beiträge auszuarbeiten, fand allmählig an dieser Beschäftigung Vergnügen, sah sie als Erholung von meinen übrigen ernsten Arbeiten an; und mein Vorrath vermehrte sich.

Ob ich aber wohlthue, daß ich, mit einigen Freunden vereinigt, ihre und meine Beiträge zur Feier der Abendstunden auch für andere Familien, denen das Sittlichschöne das Höchste ist, durch den Druck bekannt

mache:

mache: darüber mögen diese Familien selbst entscheiden.

Altenburg,
den 20ten März
1804.

Karl Stille.

N. S. Zu dem ersten Bande haben, außer dem Herausgeber, der Kreissteuereinnehmer Weiße, der Rector Schollmeyer und der Pastor Griesing Beiträge geliefert.

Inhalt.

Inhalt.

Seite

I. Tugend und Frohsinn. 1

II. Reise nach Eleutheria. 84

III. Heilmanns Erzählungen für seine Kinder. 93

IV. Wettstreit der Uranionen. 117

V. Miras und Hadi. 126

VI. Sebastian Pflug. 135

VII. Kindliche Liebe. 184

VIII. Ueber die Verbindung des Schönen mit dem Nützlichen in der Natur. 197

IX. Bie-

Seite

IX. Biedermann, Vater und Sohn. 207

X. Räthsel. 246

XI. Abulfadda's Palmblätter. 250

XII. Anekdoten und Charakterzüge. 266

XIII. Die Zauberlaterne. 284

XIV. Pächter Martins kleine Beiträge zur Philosophie für's Haus. 314

I.

Tugend und Frohsinn.

1.

Die Patriarchen und Propheten.

Die Familie Frohburg war eine lange Reihe von Jahren hindurch die reichste, und zugleich die am meisten geschätzte und geliebte Familie in Mildhausen; und verdiente das zu seyn.

Abraham Frohburg legte den Grund zu dem blühenden Wohlstande seines Hauses, wandelte einen kleinen Kramladen in ein großes Waarenlager um, und blieb als reicher Kaufmann, was er als armer Krämer gewesen war, der ehrliche, herzensgute und immer frohe Abraham. Bey noch voller Gesundheit, zwey Jahr vor seinem Tode

machte er ein Testament, des Inhalts: *)

„Ich hinterlasse meinen beyden Söhnen Isaac und Jacob eine wohlgegründete Handlung nebst den Mitteln, sie zu erweitern; und sie werden einsehen, daß es leichter sey mit 50,000 Thlr. andere funfzig tausend, als mit 30 die ersten zehntausend zu erwerben. Doch ich brauche bey meinen guten Söhnen keine Entschuldigung, daß ich Willens bin, mit einem Theile meines Vermögens auch für Andere etwas Gutes zu stiften; vielmehr mache ich es ihnen und allen ihren Nachkommen zur Pflicht, diesem Beyspiele nachzuahmen, im Falle, daß Gott auch ihren Fleiß segnet, wie er den meinigen gesegnet hat."

„Mei-

*) Nur die Worte der Stiftung sind aus der alten Sprache in die neue übersetzt worden, aber der Sinn ist geblieben.

„Meinen lieben Mitbürgern, mit welchen und unter welchen ich so manches Gute genossen und zum Theil von ihnen selbst empfangen habe, vermache ich meinen Garten vor dem Wahlthore zum Gottesacker. Ich habe von verständigen Leuten gehört, es sey der Gesundheit der Lebenden nachtheilig, wenn ihre Wohnungen die Gräber der Verstorbenen zu eng umschlössen; und ich glaube es ist in einer andern Rücksicht noch nachtheiliger. Wer den Gottesacker täglich sieht und täglich darüber hingeht, denkt nichts dabey. Es wäre aber doch gut zuweilen — nicht zu oft, denn das macht Trübsinn, aber doch zuweilen etwas dabey zu denken."

„Wenn Ihr, liebe Mitbürger, mein Geschenk so freundlich aufnehmt, als ich es gebe: so wünschte ich, daß Euch auch die Einrich-

tung, die ich in Vorschlag bringe, und hinlänglich vorbereitet habe, gefallen möge.“

„Ich wünsche, daß auf dem, in der Mitte des Gartens befindlichen, mit Bäumen umpflanzten Platze alljährlich an einem schönen Sommermorgen eine öffentliche Gottesverehrung gehalten werde.“

„Gegen Morgen zu ist eine hinreichende Anzahl kleiner, und gegen Abend zu größerer Gartenbeete angebracht; jene zum Begräbniß der Kinder, diese der Erwachsenen. Ich wünsche, daß die Verstorbenen der Reihe nach, ohne alle Auszeichnung, unter einem Beete nach dem andern, begraben werden; daß man die Beete mit Blumen bepflanze, und weder hölzerne noch steinerne Denkmale darauf setze. Wer aber etwas aus Liebe und

Dank=

Dankbarkeit zum Andenken eines Todten sagen will, der schreibe es auf oder lasse es drucken, und überreiche es dem jedesmaligen Oberpfarrer, welcher für Aufbewahrung dieser schriftlichen Denkmale sorgen wird. Dafür habe ich die kleine Halle an der östlichen Seite des Gartens bestimmt, wo auch die Leichenregister, nach den Nummern der Gartenbeete abgefaßt, niedergelegt werden; damit man nach späten Jahren noch wissen könne, an welchem Fleckchen im Garten der Ruhe, irgend einer der Vorfahren, dessen Andenken uns theuer ist, seine letzte Ruhe gefunden habe — weil es dem Menschen, ob er gleich oft das Unendliche zu umfassen sucht, doch Bedürfniß ist, das, was er liebt, in Zeit und Raum zu umschränken, um es vester an sein Herz zu drücken."

„Das Gartenhaus am Eingange des Gartens sey das Wohnhaus des Todtengräbers. Er erndtet die Früchte der Obstbäume und benutzt das an der Mittagsseite umzäumte Grabeland; wogegen er die Verbindlichkeit übernimmt: in den Morgen- und Abendstunden jedem, der es verlangt, Garten und Halle unentgeldlich zu öfnen, auf den Gartenbeeten Blumen zu pflanzen, sowohl die von ihm selbst als die von den Verwandten und Freunden der Verstorbenen angepflanzten Blumen zu pflegen und zu begießen, und den Garten reinlich zu halten. Nie aber darf er auf den Gartenbeeten, die zu Begräbnissen bestimmt sind, irgend etwas für Küche und Keller anpflanzen. Es mag zwar der Gesundheit nicht schaden, Kohl von Gräbern zu essen; aber ich befürchte, es möchte dadurch für das Herz weit mehr

ver-

verloren gehn, als für den Magen gewonnen würde."

„Von dem 1600 Thalern, welche ich der Kirche geliehen habe, vermache ich ihr 600 Thaler unter der Bedingung: dem Oberpfarrer für die Mühe welche er auf Sammlung und Ordnung der schriftlichen Denkmale, und auf Verfertigung der Todtenregister verwenden muß, wie auch für die jährliche Rede auf dem Gottesacker billige Vergütung zu reichen. Die übrigen 1000 Thaler bleiben der Kirche bis auf den Fall, daß einer meiner Nachkommen durch unverschuldete Unglücksfälle verhindert würde, die von mir ererbte Frohburgische Handlung fort zu führen. Dagegen übernehmen die Vorsteher der Kirche die Verbindlichkeit, beyfolgende mit sechs verschiedenen Petschaften versiegelte

Schrif

Schrift wohl zu verwahren, damit sie nicht eher erbrochen werde, bis jener Fall eintritt; von welchem ich freilich wünsche, daß er nie eintreten möge. Sollte er aber doch eintreten: so wird die Schrift in Beyseyn des Burgermeisters, des Oberpfarrers, der beyden Kirchen-Vorsteher, und der Nachkommen aus meiner Familie entsiegelt, und man wird dann erfahren, wie das Kapital von 1000 Thalern, verwendet werden soll. Um aber zu verhüten, daß diese Schrift nicht früher erbrochen oder entwendet werde, mache ich die Kirchen-Vorsteher dafür verantwortlich; und berechtige meine Nachkommen, das Kapital nebst den Interessen zurück zu fordern, wenn die Urschrift entwendet, oder früher, als ich es bestimmet habe, erbrochen werden sollte."

Abraham starb und ward in den neuangelegten Himmelsgarten unter dem Gartenbeete Nummer 1. begraben. Seine Söhne Isaac und Jacob setzten die Handlung in brüderlicher Vereinigung fort, und erweiterten sie. Isaac starb ohne Kinder; auch seine Frau war vor ihm gestorben. Er vermachte jedem Prediger seiner Vaterstadt sechs, und jedem Schullehrer drey Acker guten Landes unter der Bedingung: daß sie auf ihre Gebühren an Beicht- und Leichengeld Verzicht thun möchten.

Jacob schuf seinen Mitbürgern einen nah an der Stadt gelegenen wüsten Platz, in einen Lustort um, bepflanzt mit Obstbäumen, deren Früchte die Armen genießen sollten.

Er hinterließ zwey Söhne, Zacharias und Daniel, und eine Tochter Namens Rebecca.

Daniel ging als Jüngling auf Reisen ohne je zurück zu kehren. Niemand erfuhr wo er geblieben oder gestorben sey.

Re-

Rebecca hatte das traurige Schicksal, ihren Bräutigam an dem Tage, an welchem sie mit ihm getraut werden sollte, durch einem schnellen Tod zu verlieren. Sie beschloß, nun unverheirathet zu bleiben, und stiftete von ihrer Mitgift eine Erziehungs- und Versorgungsanstalt für arme Waisen.

Zacharias heirathete ein liebes, gutes aber kränkliches Weib. Sie gebahr ihm vier Söhne, von denen aber drey bald nach der Geburt wieder starben. Sie selbst entschlummerte zur Grabesruh, da sie ihren vierten Sohn geboren hatte. Dieser, Johannes genannt, wuchs zum Trost und zur Freude des Vaters in der Fülle von Gesundheit auf. Zacharias erbaute ein neues Schulhaus und ward zu seinen Vätern versammlet.

2.

Mutterliebe.

Johannes Frohburg war ein gutmüthiger, aber schwacher, eitler und prachtliebender Mann. Mit einem Aufwande, der ihm die größere Hälfte des ererbten Reichthums kostete, verwandelte er das bequeme väterliche Haus in einen stolzen Pallast, und die fruchtbaren Aecker, auf welchen die Vorfahren geerndtet hatten, in einen fruchtlosen englischen Garten. Er war so glücklich ein Weib zu erhalten, welches mit hoher Schönheit viel gesunden Verstand und große Güte vereinigte; und sah jetzt der Erhöhung seiner Glückseligkeit durch Vaterfreuden entgegen. Doch diese Freude ward ihm nicht zu Theil. Ein Sturz vom Pferde endete sein Leben ehe noch sein Sohn gebohren wurde. — Mutterliebe stärkte die Gebährerin, den schmerzlichen Verlust zu ertra-

tragen; Mutterliebe gab der jungen Frau, die jetzt kaum das neunzehnte Jahr erreicht hatte, und, die Tochter eines armen Landpredigers, für einen sehr beschränkten Wirkungskreis erzogen war, die Kraft, ihres verstorbenen Mannes verworrene Geschäfte zu ordnen, und mit Hülfe eines geschickten und treuen Dieners die Handlung fortzusetzen; Mutterliebe bevestigte ihren Entschluß, jeden Antrag zu einer zweyten Heirath abzulehnen, und Mutterliebe bewog sie, nicht nur selbst mit der zärtlichsten Sorgfalt an der Geistes- und Herzensbildung ihres Lieblings zu arbeiten, sondern auch für das kaum vierjährige Kind, das sich ja wohl noch, wie die Frau Gevatterinnen meinten, mit einer Kindermagd hätte behelfen können, einen vorzüglich geschickten und noch mehr edlen Mann zum Lehrer und Erzieher zu suchen. Sie wählte glücklich, erkannte dieß mit den freudigsten Dank, und wollte einen Erhalt zah-

zahlen, für welchem man, noch in den neuesten Zeiten, ein Dutzend Schulmeister anstellen könnte — wovon aber Wilhelms Erzieher nur den dritten Theil annahm.

3. Tannemark.

Tannemark, so hieß der Mann, dem die zärtliche und edle Mutter den kostbarsten Schatz ihres Herzens anvertraute, war ein seltener Mann. Der Sohn eines sehr würdigen Religionslehrers (welcher durch seine Frau sehr wohlhabend aber nicht glücklich geworden war.) studirte er Theologie, wurde bey seiner Rückkehr von der Universität mit der ehrenvollsten Censur unter die Candidaten des Predigtamts aufgenommen, und predigte mit so lichtvoller Klarheit und dabey mit einem Ausdruck und einer Herzensfülle, die es dem Zuhörer fühlbar machte, daß er selbst durchdachte und innig empfundene Wahrheit vortrage. Sachkundige urtheilten, daß er einst unter den grösten Kanzelrednern einen hohen Rang behaupten werde. Sein Vater, obgleich durch häusliche Leiden tief niedergedrückt, lebte

te dennoch nach dem Tode der Gattin im Umgange mit seinem Sohne noch einmal auf, und starb dann mit frommen Dankgebete, weil ihm Gott nach vollbrachten sauren Tagewerke einen so heitern Abend bereitet hatte. Die Gemeinde bat, daß man den würdigen Sohne ihres vielgeliebten Lehrers zum Nachfolger seines Vaters ernennen möchte; Die Obern waren geneigt diese Bitte zu erfüllen, aber Tannemark kam mit der Gegenbitte ein: daß man ihm kein Amt übertragen wolle, zu dessen Verwaltung er sich noch zu schwach und unwürdig fühle. Aus Neigung beschäftigte er sich eine Zeitlang mit dem Unterrichte einiger Kinder, predigte mit immer zunehmendem Beyfalle, entsagte dann mit einem mahle — aus Gründen die er späterhin seinem Wilhelm entdeckte — der Kanzel, entfernte sich aus seiner Vaterstadt, machte beträchtliche Reisen, lernte Wilhelms Mutter kennen, fühlte sich mit inniger Liebe zu

ihrem

ihrem Kinde hingezogen, gab und hielt das Wort, dieses Kind zum Sohne seines Geistes und Herzens zu machen.

Tannemark begann damit, daß er die Gesundheit seines Zöglings und die heitere freundliche Stimmung, die er von der Natur empfangen hatte, ihm zu erhalten und recht vest und stätig zu machen bemüht war. Er suchte seine Sinne zu üben und zu schärfen, ihn von richtigen Anschauungen zu richtigen Urtheilen zu leiten; führte ihn oft in den Tempel der Natur, weckte ihm da den Sinn für das Schöne und Große, begleitete ihn dann in die Werkstätte des menschlichen Fleißes, verlängerte allmählig Spaziergänge zu Reisen, gewöhnte ihn Hitze und Frost, Hunger und Durst, Mühe und Arbeit zu ertragen; theilte ihm nach dem Maße seiner Empfänglichkeit mannigfaltige Kenntnisse mit, gab ihm Anleitung diese Kenntnisse selbst zu verarbeiten, zu ordnen

nen und sich eigen zu machen; machte ihm Fleiß, Ordnung und Pünktlichkeit, und manche andere gute Eigenschaft zur Gewohnheit; sprach mit ihm vom Recht als von etwas das sich von selbst verstehe und bey dem unverwahrloseten Menschen keiner Empfehlung bedürfe; ließ ihn die Tugend, auch geschieden von der Religion, als das für sich bestehende Heiligste bewundernd und hochachtend anerkennen, und machte sie dann, mit jener verbündet, dem Herzen desto theurer. Rastlos arbeitete er dahin Kopf und Herz seines Zöglings in Eintracht zu bringen und zu erhalten. Nur selten wendete er die Gabe der Beredsamkeit an, oft hielt er den Erguß hoher Empfindungen, die seine eigene Seele füllten, zurück, wenn er glaubte noch nicht ganz verstanden zu werden; war er aber überzeugt, daß sein Zögling eine wichtige Wahrheit im hellsten Lichte erkenne, dann theilte er ihm seine Begeistrung mit, dann ergoß sich

das volle Herz des Lehrers in das Herz des Schülers, des Vaters Herz in das Herz des Sohnes, und des Jünglings Seele umfaßte die heilige Dreyeinigkeit des Wahren, Schönen und Guten.

4.

Der Abschied und das Trauerkleid.

Wilhelm hatte das achtzehnte Jahr erreicht. Jetzt sollte er in das Haus eines angesehenen und wackern Kaufmanns in Hamburg kommen, um da seine künftigen Berufsgeschäfte in ihrem ganzen Umfange kennen und betreiben zu lernen. Rührend war der Abschied von der Mutter, welche sich für alle mühe- und sorgenvolle Tage, die sie bey ungewohnter Arbeit verlebt hatte, durch den Anblick des herrlichen Jünglings überschwenglich belohnt, aber auch darum die Trennung desto schmerzlicher fühlte; feierlich war der Abschied von dem Lehrer, der sein Werk gelungen, seine Wünsche erfüllt, seine Hoffnungen übertroffen sah. Dankbar weinte Wilhelm an der Brust des Lehrers, unter heißen Thränen gelobte er ihm, die erhaltenen guten Lehren in reinem Her-

zen zu bewahren und treu zu befolgen. Vest drückte der väterliche Lehrer den Sohn seines Geistes und Herzens an die Brust, und das glänzende zum Himmel empor gerichtete Auge betete Dank dem Ewigen.

„Ja, ja! sprach er dann, du wirst gut bleiben, mein Wilhelm! wirst jede erkannte Pflicht gewissenhaft erfüllen, wirst lieber jedes Leiden erdulden, lieber im Elend schmachten, lieber sterben, als daß du wissendlich und vorsätzlich unrecht thun solltest. Das weiß ich; das glaube ich mit Ueberzeugung; — auch hoffe ich, daß dein weiches für Lieb' und Freundschaft so empfängliches Herz und dein warmes Blut dich nie zu Vergehungen hinreissen werden, die oft bittere, ach! oft schreckliche Reu im Gefolge haben." —

„Frohburg! von dieser Stunde an betrachte ich dich als meinen Freund.

Als Freund vertrau ich dir die schmerzlichste Erfahrung meines Lebens."

„Jüngling war ich wie du, mit einem eben so reinen aber auch eben so warmen und tief fühlenden Herzen, als ich dieß Kleid trug!" (Er öffnete einen Schrank, in welchem ein mit Flor umwundenes Kleid hing — und sein vorher glühendes Angesicht wurde blässer, schwächer und bebender der Ton seiner Sprache, als er, den Blick unverwandt auf das Trauerkleid geheftet, fortfuhr zu reden) —

„Schuldlos und gut hatte ich meine akademische Laufbahn vollendet, als ich vor der Rückkehr in meine Vaterstadt, nach wiederholter Einladung, beschloß, noch einige Frühlings-Wochen auf dem Lande zuzubringen, bey einer treflichen Frau,

der

der Wittwe eines Amtmanns, die ich bey dem Begräbniß ihres einzigen Sohnes, der mein Freund war, kennen gelernt hatte. Ich fand in ihrem Hause ein schönes seelenvolles Mädchen, eine junge Engländerin, die ihr Vater bey der Durchreise zurück gelassen hatte, weil sie krank geworden war, seine Reise aber mit Eile fortgesetzt werden mußte. Ruhe stellte ihre volle Gesundheit in den ersten Tagen wieder her. Sie schrieb dieß ihrem Vater, und erhielt die Weisung, auf 8 bis 10 Wochen bey der Amtmännin zu verweilen, wo er sie dann selbst wieder abholen würde. Sie konnte nur wenig teutsch sprechen, desto willkommner war ihr meine Gesellschaft, da ich mich in ihrer Sprache mit ihr unterreden konnte. Wir wurden bald vertraut, da sie mir mit der größten Unbefangenheit entgegen kam, genossen die

Freuden der schönen Natur, lustwandelten zu halben Tagen allein, da unsere gute Amtmännin durch Gichtschmerz an ihr Zimmer gefesselt wurde; sahen Arm in Arm die Sonne auf- und untergehen, des Mondes mildes Licht, den sternenhellen Himmel, die feierliche Pracht des herannahenden Gewitters, hörten das Rauschen des Bachs, das Flöten der Nachtigall — gleiches Gefühl zog die Herzen näher an einander; wir schwuren uns ewige Freundschaft, versiegelten den Bund mit Kuß und Umarmung — und einst in einer feierlich stillen Mondhellen Nacht — Wilhelm, lieber Wilhelm, du weißt es nun, warum ich so wehmüthig, so traurig wurde, als wir jüngst in einer Mondhellen Nacht reiseten. Sechs und zwanzig Jahre sind seit jener Nacht verflossen; aber noch steht ihr Bild in Trauerfarbe vor meiner Seele. Auch mag ich dieß Bild nicht ver-

drän-

drängen, so wenig als dieses Kleid, den Zeugen jener Nacht, ohne Flor sehen. — Ich eilte zu meinem Vater, ihn um seine Einwilligung zu bitten: Janny Wood heirathen zu dürfen; und Janny — muthvoller als ich — hoffte gleiche Bewilligung von ihrem Vater zu erhalten. Am zweyten Tage nach meiner Rückkehr ins väterliche Haus brachte mir ein Bote die wenigen Zeilen:

„Mein Vater, dem ich mit offenherzigem Geständnisse entgegen gekommen bin, hat zornig befohlen, daß ich sogleich mit ihm fortfahren soll. Schreibe nicht an mich bis Du Briefe von mir erhältst.

Ewig Deine Janny.“

Drey Jahr verflossen ehe ich wieder etwas von ihr hörte. An einem Sonntage, an welchem ich predigen sollte, bekam ich einen Brief aus England, mit kaum lesbarer Aufschrift. Zitternd erbreche ich ihn, und lese:

„Mein

„Mein Mädchen hat mir, der Sterbenden, gestanden, daß sie meine Briefe an Dich auf Befehl meines Vaters unterschlagen habe. Ich habe ihr und meinem Vater, der mich hart, sehr hart behandelt hat, verziehen. Das Kind des Unglücks ist gestorben, und ich kann, nach dem Ausspruche des Arztes und eigenem Gefühle, keine drey Tage mehr leben. Ich sterbe mit der Hoffnung, dort mit Dir vereinigt zu werden. Lebe wohl mein Tannemark! diese Locke ist von Deiner Janny, die ewig die Deinige ist."

Was ich an dem Tage geprediget habe, und wie ich habe predigen können; das weiß ich nicht. Aber ich verließ die Kanzel, mit dem Entschlusse, nie wieder den Ort zu betreten, den ich glaubte entweiht zu haben.

In

In England habe ich Janny's Grab gefunden und auf ihrem Grabe gelobet: auf Gatten- und Vaterfreude Verzicht zu thun. — —

Frohburg! ich habe nicht nöthig, dich vor der Buhlerin zu warnen, aber mein trauriges Beyspiel warne dich vor zu frühem traulichen Umgange selbst mit den Edelsten des weiblichen Geschlechts! Du wirst sie finden die deiner Liebe würdig ist, wenn es dir vergönnt seyn wird, an ernste Verbindung zu denken; führe sie dann mit schuldlosem Herzen zum Altare, und genieße im vollen Maaße das schönste Lebensglück — das dein Freund Tannemark verscherzt — dessen er sich unwürdig gemacht hat.

Bleibe gut! lebe in Friede mit dem heiligen Richter in dir! Ringe darnach immer besser, immer edler zu werden; dabey erhalte dir deine Be-

scheidenheit! Freue dich deiner sittlichen Würde; aber mit frommen Danke gegen Gott! Dieß bewahre dich vor der moralischen Selbstsucht, die zwar auch nur Einen, aber einen sehr gebrechlichen Gott verehret, welcher der Bescheidenheit seinen Himmel auf immer verschlossen hat. — Gott sey mit dir!"

5.

Die guten und glücklichen Menschen.

„Friede! — Es ist Fried und Ruh in meinem Innern!" sprach Frohburg, als er nach vollendeten Reisen zum erstenmale wieder seinen Tannemark umarmte — „Dank meinem Schutzgeiste! Dank meinem Vater, meinem Lehrer, meinem Freunde!"

Er übernahm nun die Handlung, die unter seiner verständigen Leitung nicht bloß den Wohlstand seines Hauses, sondern auch vieler andern Familien, die er auf eine nützliche Art zu beschäftigen wußte, erhöhte. Die Tochter eines biedern Raths, welcher durch weise Oekonomie, ohne Druck der Unterthanen, die öffentlichen Kassen bereichert hatte und arm gestorben war, erwiederte seine Liebe mit Gegenliebe, blieb in der Ehe seine treueste Freundin,

din, gebahr ihm sechs Kinder, welchen sie Mutter im vollsten Sinne des Worts war, so wie sie mit kindlicher Liebe sich beeiferte, der würdigen Mutter ihres Frohburgs den Abend ihres Lebens zu verschönern. Frohburg bewieß durch sein Beyspiel, daß es möglich sey, auch bey einem sehr thätigen Geschäftsleben — es versteht sich wenn man nicht mehr übernimmt als die Schultern eines kraftvollen Mannes ertragen können, wenn man selbst planmäßig und ordentlich arbeitet und seine Mitarbeiter zu gleicher Ordnung zu gewöhnen weiß — noch immer nicht bloß Zeit für Lebensgenuß, sondern auch Stunden übrig zu haben, die man unmittelbar der fortschreitenden Veredlung seines Geistes widmen könne. Diesem höchsten Zwecke seines Lebens heiligte er besonders, so wie sein Tannemark, regelmäßig einige Sonntagsstunden, und alljährlich 8 bis 14 Tage, die er einsam, selbst von Weib und Kindern entfernt, auf einem klei-

nen Meiergute lebte, wo er seinen geistigen Vermögenszustand näher untersuchte, den Vorrath von wichtigen Wahrheiten nebst ihren Gründen revidirte, seine Grundsätze, wo es nöthig war, berichtigte und vester begründete, mit strenger Unpartheiligkeit seine Handlungen prüfte, und sich in dem Entschlusse stärkte, das etwan Versehene zu verbessern, das Versäumte nachzuholen, das ihm mögliche Gute auf die beste Art zu vollbringen. Zwiefach heiter und wohlgemuthet kehrte er dann zu den Geschäften des alltäglichen Lebens zurück, immer seinen Grundsätzen getreu:

„Strebe um der Tugend selbst willen, nach heitern frohen Muth und genieße des Lebens Freuden mit schuldlosen Herzen! Grämlicher Ernst — und wäre er selbst durch den Wahn erzeugt: daß die Tugend an Würde verliere, wenn sie leicht und froh über Blumen hinwandle — erschwert die Erfüllung

jeder

jeder Pflicht, die der zufriedene gute Mensch oft so leicht vollbringt, als befriedige er ein Bedürfniß des Herzens! Froher Muth bey Herzensgüte ist wahrer Muth der sich auch im Unglück bewährt. Oder wie? stärkt etwa grämlicher Ernst mehr zum Kampf als die belebende Freude? Gedeihen die edlern Pflanzen besser in des Herbstes Nebel als unter dem heitern Frühlingshimmel? — Niemand hat mehr Grund zum Frohseyn als der gute Mensch, und niemanden bekommt die Freude besser als ihm; denn sie erhöhet seinen Muth, vermehret seine Kraft, um selbst immer besser zu werden. Ihm hat die Gegenwart doppelten Werth, denn in ihr liegt der Keim zu einer noch schönern Zukunft, für welche er hoffnungsvoll, wäre es auch zuweilen im Schweiße seines Angesichts, den Saamen der Tugend ausstreut.

Sei-

Sein ist die Erde und der Himmel — und was er macht das geräth wohl!"

In Frohburgs Hause wurde brav gearbeitet, aber man sah nicht leicht eine finstere Miene bey der Arbeit. Ordnung erleichterte den Gang der Geschäfte, der Frohsinn des einen ging unmerklich auf den andern über, und es war nun einmal Sitte und Gewohnheit, alles mit leichtem frohen Muthe zu thun. Die Tagelöhner in den Fabriken lernten, anfangs bloß aus Gehorsam gegen des guten Herrn Befehle, die frohen, doch schuldlosen Lieder singen, die er ihnen gegeben hatte, und sangen bald aus eignem Bedürfniß. Nicht selten machte Frohburg ihren Vorsänger. Wer Nachmittags vor dem Fabrikhause vorüber ging, glaubte, daß sich hier eine Gesellschaft lustiger Leute bloß zu Scherz und Spiel versammlet habe; trat er in das Haus selbst ein, so sah er nichts

als

als Fleiß und Thätigkeit. Der gute Herr — so nannten ihn seine Arbeiter mit Recht — wußte aber die fleißigen Arbeiter zu schätzen und zu belohnen, ihnen nach vollbrachtem Tagewerke einen ruhigen Feierabend, und von Zeit zu Zeit einen Festtag zu schaffen, an welchem sie mit Weib und Kind des Lebens froh und zu neuer Thätigkeit gestärkt wurden. Er zahlte ihnen volles Wochenlohn, gab ihnen aber — nur mit seltener Ausnahme bey dringender Arbeit, die er dann besonders vergütete — jeden Sonnabend einen freyen Nachmittag, damit sie in ihren Wohnungen das Nöthige schaffen, und den Sonntag ohne Arbeit feiern könnten. Er hielt viel darauf, daß der Sonntag als Ruhetag gefeiert werde. Hausgesetz war es, daß jeder Fabrikarbeiter, sobald er als solcher von ihm angenommen wurde, darauf denken mußte, sich und den Seinigen neben dem Alltagskleide ein Sonntagskleid anzuschaf-

sen, und so viel möglich an jedem Tage, vorzüglich aber an jeden Sonntage, in einem reinlichen Zimmer zu wohnen. Mit Recht glaubte er, daß die Befolgung dieses Gesetzes auf die geistige Bildung und auf das frohe Wohlbefinden seiner Leute den wohlthätigsten Einfluß habe, und hielt es darum nicht unter seiner Würde, selbst zuweilen in ihre Hütten zu gehen, oder den Oberältesten — dem er einen ehrenden Rang unter seinen Mitarbeitern ertheilte — hinzuschicken, um sich zu überzeugen, daß sein Hausgesetz gehörig befolgt werde.

In Frohburgs Familien-Kreise war die Freude einheimisch. Jedes wenn auch noch so mäßige Mahl wurde durch trauliche Unterredung und muntern Scherz verschönert. Oft brachten ein paar wohl gewählte Gäste den Reitz der Neuheit in die Unterhaltung, oder der kraftvolle Greis Tannemark erzählte etwas von

sei-

seinen Reisen. Erlaubte das Wetter am Abende keinen Spaziergang, so hellte man sich im Zimmer seinen Himmel durch Musik und Gesang auf, oder die Alten verjüngten sich durch Theilnahme an den Spielen der Kinder. An jedem Sonntage wurde in einem besonders dazu bestimmten Zimmer gespeiset und dann bekam auch jedes Kind einige Tropfen Wein in sein Gläschen, um bey Gesundheiten, die der Witz oder das Herz aufbrachte, mit anzuklingen; und, da nun einmal unsers Frohburgs Vater überdieß noch für ein Prunkzimmer und einen großen Speisesaal im Gartenhause gesorget hatte, so wurde auch den hohen Festen, nahmentlich den Geburtstagen sämtlicher Mitglieder der Familie, eine Halle der Freude geweiht. Die höhere Weihe erhielten aber diese Versammlungsplätze an solchen Familienfesten durch die liebevollen Herzen, die sich beeiferten, der jedesmaligen Hauptperson, welcher das Fest

 galt,

galt, Freude zu machen. Auch fehlten an diesen Festen die edlern Weine nicht, deren Genuß Frohburg — so sehr er sie auch seiner Mutter und seinem Lehrer zu öftern Gebrauch empfahl — sich selbst nur an solchen heiligen Tagen erlaubte.

6.

Trennung.

Der liebe Grosvater — so nannten Frohburgs Kinder den Lehrer und Herzensfreund ihres Vater — war in seinem vier und siebenzigsten Jahre jugendlich froh, und äußerte selbst den Wunsch, daß er wohl noch eine Zeitlang in so guter Gesellschaft bleiben möchte. Desto unerwarteter und betäubender war der Schlag für die ganze Familie, als eines Mittags die Nachricht kam: daß der verehrte Greis auf Frohburgs Meyergute, wohin er früh, ob es gleich zwey Stunden von der Stadt entfernt war, einen Spaziergang gemacht hatte, als Kranker habe zu Bette gebracht werden müssen. Frohburg eilte hinaus, alle die Seinigen ihm nach. Man fand den Kranken sanft mit lächelnder Miene schlafend. Er erwachte, drückte Frohburgs Hand und sprach mit matter Stimme:

„Freund, ich sterbe, und sterbe mit Freuden, denn ich hinterlasse einen tugendhaften Freund — einen tugendhaften Sohn. — Siehe, mir war im Traume als sähe ich den heiligen Richter mir Verzeihung winken — und als lächelte auch Janny mir zu mit himmlischer Milde. — Ein holder Traum! — Doch laß mir das Trauerkleid, den Zeugen meiner Reue in den Sarg legen! — Zwar — — Nun — mache es damit wie du willst. — Bleibe bey mir! — ich werde sanfter entschlafen, wenn das brechende Auge auf dich gerichtet ist. — Du bist ein edler Mann — und du wirst es bleiben, wenn auch der Ewige in den Kelch deiner Freuden bittere Tropfen einmischen sollte — Gott segne dich, — deine Mutter — dein Weib — deine Kinder! — Wir sehen uns wieder! — Frohburg!“ — Er sprach das letz-

te Wort lauter und hastiger; schloß des Freundes Hand vester in die seinige, blickte ihn an — und sein Auge brach.

7.

Der geweihte Ort.

Es war der erste schmerzliche Verlust, den Frohburg — jetzt vierzig Jahr alt — erduldete. Er fühlte ihn tief; und seine Mutter, sein Weib und seine Kinder weinten mit ihm.

Er erhielt die erbetene Erlaubniß, die Hülle des Mannes, dem er so viel zu verdanken hatte, in dem Garten an seiner ländlichen (von den übrigen Häusern des Dorfes abgelegenen) Wohnung beerdigen zu dürfen. Das Begräbniß veranstaltete er vor Tagesanbruch, weil er glaubte: daß es die Schmerzen der Ueberlebenden mildere, wenn sie vom Grabe eines geliebten Todten dem Sonnenaufgang entgegen sähen; da hingegen bey Abendbegräbnissen die nächtliche Dunkelheit auch die Seele mit Trauerflor umziehe.

Am Grabe ließ er von zwey Flöten die ihm liebe Melodie eines bekannten

ältern Liedes *) blasen, und einige Stimmen dazu singen:

Nun ruhe sanft des Freundes Hülle
du,
Ruh' sanft im Grabe hier!
Nach Kampf und Müh,
Ist süß dem Müden Ruh.
Und Heil und Heil sey dir,
Heil dir, o Geist, von Gott gegeben,
Geschaffen für ein ew'ges Leben,
Heil, Heil sey dir!

Und Heil auch uns!
Getröstet blicken wir
Zu Gottes Himmel auf.
Wir kommen einst
O Seliger zu dir,
Wenn unser Pilger-Lauf
Vollbracht ist; weint nicht trostlos
Brüder!
Wir sehn einst den Entschlafnen wieder!
Nun ruhe sanft!

Auf

---

*) Siehe, Neue Christliche Lieder mit ältern Melodien in der Beckerschen Buchhandl.

Auf das Grab setzte er eine Urne von schwarzen Marmor mit der Inschrift

Seinem
Tannemark
Seinem Lehrer
Seinem Vater
Seinem Freunde
Seinem Wohlthäter
Frohburg.

Auf der andern Seite standen die Worte des Sterbenden:

Wir werden uns wiedersehn!

Um die Urne herum legte er Blumenbeete an, führte rings herum eine Rasenbank, umpflanzte diese mit Pappeln; umzäumte und verschloß das Ganze, mit dem Entschlusse: diesen geweihten Ort nur in feierlichen Stunden zu betreten, um sich selbst, und vielleicht auch seine Kinder, in den wichtigsten Momenten ihres Lebens hier im Guten zu stärken.

8.

Tugend im Kampfe.

Arbeit war das Mittel, wodurch er seinem Herzen Ruhe zu verschaffen suchte; und eben jetzt forderten die Umstände ihn zu erhöhter Thätigkeit auf. Der Ausbruch des französischen Krieges hatte auf seine Geschäfte einen nachtheiligen Einfluß. Dieß veranlaßte ihn mit einem andern größern Handelshause in engere Verbindung zu treten, und, um seine treuen Arbeiter nicht Brodlos zu machen, auf neue Erwerbsquellen zu denken; da er für seine zeither verarbeiteten Fabrikwaaren wenig Absatz fand.

Es war am Abend vor seinem ein und vierzigsten Geburtstage, als er die gesuchte Quelle glaubte gefunden zu haben. Er freute sich herzlich darüber, weniger um des eigenen davon zu erwartenden Gewinnes, als um derer willen, denen er nun ferner Arbeit und Brod zu geben hofte.

hofte. Mit frommen Dankgebete schlief er ein — und wurde aufgeschreckt durch die Sturmglocke. Seine Fabrikgebäude standen in lichten Flammen. Alle Rettungsmittel waren bey dem schrecklich wüthenden Sturme fruchtlos. In wenigen Stunden lagen jene Gebäude, nebst dem Wohnhause mit dem überfüllten Waarenlager, in der Asche. Nichts als sein und der Seinigen Leben war gerettet.

Aus der Hütte eines armen Tagelöhners sah er die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne auf die geschwärzten Mauern seines ausgebrannten Hauses fallen. Ein grausenvoller Anblick! Der kraftvolle Mann bebte zurück; die neben ihm stehende Gattin sank ohnmächtig in seine Arme; betäubt saß die Mutter auf einem Lehnstuhle und laut weinten die Kinder. Er ermannte sich, um den Schwächern beyzustehen; richtete sich selbst mit dem Gedanken auf: ich habe ja die noch, die meinem Herzen theurer als al-

les Gold der Erde sind! Der Gedanke durchdrang sein Inneres, und es gelang ihm in das Auge seiner Mutter und seiner Gattin Thränen zu bringen, und die Thränen der Kinder zu stillen.

„Lottchen! rufte er seiner Gattin zu — wäre uns die Wahl gelassen worden: ob wir Haus und Hof, oder eines dieser Lieben verlieren wollten; würden wir uns wohl einen Augenblick über die Wahl bedacht haben? — Gott sey gelobt! wir haben sie, wir haben uns noch! Seyd mir gegrüßt (— er umarmte sie Alle —) gegrüßt meine Mutter! mein Weib! meine Kinder! — Wir sind gesund; Gott erhalte uns diese Gabe! Sie ist mehr, unendlich mehr werth als Indiens Schätze! Geld kann durch Arbeit erworben, ein Haus wieder erbauet werden. — Mit dreißig Thalern, nicht wahr, liebe Mutter, nur mit dreißig Thalern fing mein Urgroßvater einen kleinen Handel an. Da arbeitete er fleißig, und der Himmel

gab

gab Gedeihen. — Der Stifter der großen Frankischen Handlung kam als ein armer Kaufmannsdiener nach Livorno. Ich weiß dergleichen Beyspiele mehrere. Gesundheit, Kenntnisse, Fleiß und Rechtschaffenheit — und Vertrauen auf Gott bey treuer Pflichterfüllung — o wer solch ein Kapital hat, der braucht um die Zinsen nicht verlegen zu seyn. Ich weiß aber auch Beyspiele von reichen Leuten, die bey einem siechen Körper ihres Reichthums nie froh wurden, und die gern Alles, Alles hingegeben hätten, wenn sie Gesundheit dafür hätten erkaufen können. Gott sey Dank, wir sind gesund und lieben uns! — Und Dank, dank sey auch Gott dafür, daß mein Vater den glücklichen Einfall gehabt hat, sein Haus und seine Fabriken dort zu bauen. Mir thut es wohl, unbeschreiblich wohl, daß keiner meiner Mitbürger seine Wohnung verlohren hat. —

So sprach er mit einer Kraft, die aus liebevollem Herzen quoll, und in die Herzen

zen seiner Theuren überging. Er selbst fühlte sich so gestärkt, so empor gehoben, daß er noch an demselben Tage einen zweyten und dritten Schlag des Schicksals ertragen konnte, ohne niedergedrückt zu werden.

Ein Brief aus Hamburg meldete ihm, daß der Kaufmann, in dessen Handlung er ein beträchtliches Kapital gegeben hatte, durch den Verlust zweyer Schiffe außer Stand gesetzt worden sey, ferner zu zahlen.

Frohburgs Schwager, dem er zehntausend Thaler geliehen hatte, kam aus der Residenz, wo er als Kammersecretair angestellt war — und erblaßte, als Frohburg ihm brüderlich sagte: daß dieses Kapital und sein kleiner Meierhof, ohngefähr 2000 Thlr. am Werthe, der ganze Ueberrest seines Vermögens wäre; weil nicht das Feuer allein, sondern auch noch ein zweyter Unglücksfall ihn arm gemacht

habe.

habe. — Er ließ ihn den Brief aus Hamburg lesen. Schreklich! schreklich! antwortete der Secretair, — Aber, Bruder, ich kann nicht — ach Gott! ich kann dir jetzt nichts zurück geben — — Und doch — — (er ging hastig auf und ab —) ja, Bruder, ich schaffe Rath. — Leb wohl!

Nach drey Tagen kam er, und brachte 15,000 Thaler. „Hier Frohburg!" sprach er mit lautem Ausdruk der Freude, „hier nimm; es ist dein Eigenthum, dein unleugbares Eigenthum! — Mit den 10,000 die du mir geliehen hast, wirst du mir noch nachsehen: Hoffentlich, sind meine Umstände in Jahr und Tag so, daß ich mit Dank bezahlen kann. Zeither freylich habe ich etwas mehr Aufwand machen müssen, als meine geringe Einnahme verstattete. Doch unser Landesherr hat mir eine bessere Stelle zugesichert; und auf diesen Fall hat mir der Kammerpräsident seine Tochter versprochen." —

„Nun,

„Nun, und diese 15,000 Thlr. woher sind die?“

„Die sind dein, dein wahres Eigenthum; das hat der Fürst selbst erkannt, der — “

„Der Fürst? — Bruder, sprich deutlicher. Ich bemerke, troz dem äußern Ausdruck scheinbarer Freude eine Verlegenheit, eine Unruhe an dir, die mich selbst unruhig macht.“

„Unruh? wovon ich nichts wüste. Ich freue mich aufrichtig, daß es mir gelungen ist, gerade unter den gegenwärtigen Umständen deine gerechte Forderung geltend zu machen. Du zweifeltest einmal; aber es ist gar keinem Zweifel unterworfen. Es ist alles genau, ganz genau geprüft, und richtig befunden worden. Darum fand der Fürst sogar billig, nicht nur das Kapital, zu 13,000 Thlr. auszahlen zu lassen, sondern auch für verfallene Zinsen eine runde Summe von 2000 Thlr. zu bewilligen.“

„Wie? du hast auf die Schuldverschreibung des Oheims unsers Fürsten geklagt, die ich unter den Papieren meines Vaters fand?"

Freylich; doch mit aller Bescheidenheit —"

„Auf die Schuldverschreibung, um deren Vernichtung ich dich gleich an dem folgenden Tage bat, nachdem ich sie dir gegeben hatte, weil ich überzeugt wurde, daß mein Vater das Geld zurück erhalten habe?" —

„Ja; du glaubtest das damals, weil —"

„Weil ich's mit eigenen Augen in meines Vaters Handbuch gelesen hatte, von seiner Hand geschrieben, mit Jahrzahl und Datum."

„Ja, ja, so schien es damals. Aber ein wahres Glück, daß ich mich mit der Vertilgung einer so deutlichen, so förmlichen Verschreibung nicht übereilte! Wie gesagt, die Sache ist ganz genau untersucht und richtig befunden worden. Nimm

du, was du mit Fug und Recht zu fordern hast."

„Lieber Schwager! Du magst es gut gemeint, und durch dein Gutmeinen dich selbst getäuscht haben — aber du hast unrecht gehandelt. Du mußt das wieder gut machen, und dem Fürsten sein Geld zurück geben!"

„Unrecht? — Zurückgeben, was dir rechtlich zu erkannt worden ist?"

„Zuerkannt aus Irrthum. Sage du nun die Wahrheit; so ist die Sache abgethan."

„Du kennst den Hof nicht. Glaube mir, bey uns ist es nicht Sitte 15,000 Thlr. zu verschenken. Man hätte sie dir gewiß nicht gegeben, wenn man nicht überzeugt gewesen wäre, daß du sie von Rechtswegen zu fordern hättest. Und denk doch auch selbst, warum sollte der Prinz die Schuldverschreibung nicht zurück gefordert haben, wenn die Schuld wäre bezahlt worden?"

„Vielleicht eben weil er ein Prinz war, der die Kaufmännische Pünktlichkeit in solchen Geschäften nicht kannte.“

„Aber dein Vater würde sie auch ungefordert zurück gegeben haben.“

„Mein Vater war damals ein sehr junger Mann, der wohl auch so etwas vergessen konnte. Vielleicht wollte er aber auch dem Prinzen seine Handschrift selbst zurück bringen, und wurde durch den bald darauf erfolgenden Tod des Prinzen verhindert, seinen Vorsatz auszuführen. Doch was bedarf es hier weiter Zeugniß! Du weißt ja, daß ich in meines Vaters, nun leider mit verbrannten, Handbuche die ausdrückliche Bescheinigung über die Zurückgabe der 13,000 Thlr. gelesen habe.“

„Wäre es denn nicht möglich, daß dein Vater, der im Rufe großer Freygebigkeit gewesen seyn soll, in seinem Handbuche weiter nichts hätte sagen wollen, als: es sey so gut als bezahlt,

weil

weil er nicht Lust hätte gegen einen Prinzen zu klagen?"

„Eine Möglichkeit, an die du selbst nicht glaubst."

„Oder daß der Prinz zweymal gleiche Summen erborgt, und nur einmal bezahlt hätte?"

„Du hast vielleicht vergessen, daß der Schein im Handbuche mit der Schuldverschreibung in Angabe des Jahrs und Tages übereinstimmte."

„Handbuch gegen Handbuch. Man hat glücklicher Weise in des Prinzen Schreibetafel das Geständniß gefunden: daß er von deinem Vater 13,000 Thlr. erborgt habe. Aber kein Wort von Wiederbezahlung. Der Fürst wunderte sich nur darüber, daß du dich mit deiner ganz unleugbar gegründeten Forderung nicht früher gemeldet hättest. Da ich ihm aber sagte, daß du nie die Forderung würdest geltend gemacht haben, wenn nicht Umstände —"

„Sage

„Sage ihm jetzt, lieber Bruder, daß keine Umstände deinen Frohburg bewegen könnten, seiner Ueberzeugung entgegen zu handeln. Sage ihm das, und gieb ihm das Geld zurück, das ich, ohne Ungerechtigkeit, nicht nehmen konnte. — Willst du noch zu meiner Frau, oder willst du mit auf meinen Meierhof gehen! Ich muß für die Bestellung des Feldes sorgen, das mich künftig nähren wird.“

„Frohburg! lieber Frohburg! nur noch einige Worte. In Wahrheit du übertreibst es, und bist in Gefahr, aus übertriebener Aengstlichkeit ungerecht gegen dich, deine ehrwürdige Mutter, dein Weib und deine noch unerzogenen Kinder zu werden. Angenommen, es sey gleich ungewiß, ob dein Vater das Geld zurück erhalten habe, oder nicht. Nun so nimmst du im Ungewissen, was der Fürst leicht entbehren kann, was er nicht vermißt, was er heute gewiß schon ver-

vergessen hat, was dir aber jetzt, da das Schicksal so hart gegen dich gehandelt hat, da du ohne alles Verschulden an Einem schrecklichen Tage um dein ganzes Vermögen gekommen bist, so wichtig, so ungemein wichtig seyn muß. Ein Mann mit deinem Kopfe und deiner Betriebsamkeit kann in 3 — 4 Jahren mit 15,000 leicht andere 15,000 gewinnen, und hat es dann immer noch in seiner Gewalt, dem Fürsten das Darlehn — mehr wäre es ja unter diesen Umständen nicht — wieder zurück zu geben. Lieber Frohburg — "

„Lieber Müller, du suchst eine That zu entschuldigen die dein Gott in dir mißbilligt. Dafür zeugt mir laut deine Unruhe, deine Verlegenheit, dein ganzes Benehmen. Es ist schlimm, wenn man auf Entschuldigungen und Ausflüchte sinnen muß, um eine That, die man mit widerstrebenden Herzen beging, zu beschönigen, und gegen die Vernunft zu

ver-

vernünfteln! Nein; mein Bruder, laß uns mit uns selbst in Eintracht bleiben. Friede im Innern schaft Freude in der ärmsten Hütte, Streit im Innern macht auch in Pallästen elend! Eile, eile, lieber Bruder; um das ungerechte Gut zurück zu geben. Dann kommst du wieder zu mir; wir vermeiden es, von dieser Sache weiter zu sprechen, und leben ferner brüderlich wie zeither. Dein freundschaftliches gutes Herz schätze und liebe ich. Lebe wohl mein Bruder!" —

9.

Noch ein Kampf und Sieg.

Frohburg ging auf sein kleines Gut, um seiner Familie, die in der Zwischenzeit bey einem Freunde in der Stadt wohnte, die künftige Wohnung so bequem als möglich zu machen. Er war willens, für den nächsten Sommer sein Feld zu bauen, und dann zu versuchen: ob er, mit angestrengter Thätigkeit, durch irgend einen kleinen Handel seinen Lieben wieder einigen Wohlstand bereiten könnte. Froh kehrte er am Abende zu ihnen zurück, und fand seine vormaligen Arbeiter versammlet, die ihn unter vielen Thränen baten: daß er doch ja ein Kapital aufnehmen, und seine Handlung wieder in Flor zu bringen suchen sollte; sie alle wären entschlossen, ihm in den nächsten drey Jahren für die Hälfte des sonst erhaltenen Lohns zu arbeiten.

Gerührt bis zu Thränen dankte er diesen gutmüthigen Menschen, drückte jedem die Hand, und versprach darüber nachzudenken, wie er sie wieder in nützliche Thätigkeit setzen könne. Mit Wünschen, die den wahren Ausdruck frommer Gebete hatten, verließen sie ihn.

„Wohl wahr! sprach seine Mutter, die armen Leute würden ganz verlassen seyn, wenn du dich ihrer nicht annehmen wolltest. Aber du wirst dich ihrer annehmen.“

„So viel als ich nur kann, liebe Mutter.“

„Du wirst können, wenn du die Mittel dazu nicht ausschlagen willst.“

„Ich werde gewiß von jedem zweckmäßigen Mittel — versteht sich, das mit der Rechtschaffenheit bestehen kann — Gebrauch machen.“

„Solch ein Mittel ist dir durch deinen Schwager dargeboten worden.“

„Nein!

„Nein! Nein, Mutter! das ist kein Mittel, das mit der Rechtschaffenheit bestehen kann; das wäre ein sehr unheiliges Mittel zu einem vermeinten guten Zwecke. Mein Schwager hat unrecht gethan, daß er auch Sie zu täuschen versuchte.“

„Zu täuschen? — Das ist eben die Frage: wer hier täuscht? Ich fürchte du täuschest dich selbst zu deinem eigenen Schaden, und zum Schaden deiner armen Kinder. Denn: — —“

Jetzt wurden alle Scheingründe, welche der Sekretair vorgetragen hatte, verstärkt aus dem Munde der Mutter, wiederholt. Frohburg widerlegte sie mit ruhiger Besonnenheit; widerlegte sie so, daß seine Mutter eines Bessern hätte überzeugt werden müssen, wenn sie hätte überzeugt werden wollen, oder vielmehr, wenn nicht das irre geleitete mütterliche Herz ihr alle Empfänglichkeit für eine Wahrheit genommen hätte, die ihr mit dem Glücke des Soh-

nes

nes und der Enkel in so lautem Widerspruche erschien.

Nun, sprach sie endlich mit einer Heftigkeit, deren sich die gute Mutter noch nie in ihrem Leben schuldig gemacht hatte: „nun, handle wie du willst! Für die wenigen Tage, die ich noch zu leben habe, kann ich das Geld leicht entbehren. Ob es gleich schwer seyn mag im Alter zu darben.“

„Zu darben? — fiel ihr Sohn erschüttert ein — nein! darben sollen Sie nicht, so lange Ihr Sohn noch Kraft hat zu arbeiten! Und sollte er die Erde selbst pflügen müssen; seine Mutter soll, bey Gott! nicht darben!“ —

„Deine Kinder“ — fuhr sie mit sanfterer Rührung fort — „nur deine Kinder dauren mich. Die sechs noch unerzogenen armen Kinder. So sprechen Sie doch selbst, Frau Tochter, es betrift ja Ihr und Ihrer Kinder Glück.“

„Ach wenn du könntest, lieber Mann, wenn du könntest“ — sprach seine Frau

ängstlich — „thue es um der Kinder willen. Sie haben vorhin alle geweint, daß Herr Walter sie verlassen solle.“

Ja, lieber Vater, fiel Luise, seine zweyte Tochter ein, das ist recht traurig, daß uns unser guter Lehrer verlassen soll.

Er wird euch nicht ganz verlassen; tröstete der Vater. Er kommt wöchentlich einigemal zu uns nach Grünenau; und täglich, das verspreche ich euch, wenigstens zwey Stunden täglich, gebe ich euch selbst Unterricht.

Schön! schön! rufte die kleine Hanny, der Vater will selbst unser Lehrer seyn! Schön! schön! stimmten die andern bey; und alle drängten sich um ihn herum, faßten seine Hand, umklammerten seine Knie; und unter Küssen entflossen dem Augen des Vaters wohlthuende schmerzbesänftigende Thränen.

Mit dem sanftesten Tone mütterlicher Zärtlichkeit wagte seine Mutter

noch die Bitte: daß er doch nur einst-weilen von dem Gelde Gebrauch ma-chen möchte, das er ja nach einigen Jahren wieder zurück geben könnte; und der Gattin wehmüthiger Blick stimmte in die Bitte ein.

„Mutter! Weib! Kinder!" sprach Frohburg mit feierlichem Tone und er-schütterndem Nachdruck. „Sollte es Euch nicht besser seyn, wenn ich mit Euch lebte, und für Euch arbeitete — besser, als wenn Ihr ohne mich leb-tet? — Mit dem ersten Schurkenstrei-che, den ich beginge, wäre ich für Euch verloren! — Nein! Nein! ich kann für Euch sterben, aber kein Unrecht bege-hen!"

Lebe! lebe, liebster Mann! sprach seine Frau mit bebender Stimme, und fiel in seine Arme. Vater! Vater, le-be! ruften weinend die Kinder und um-klammerten ihn vester. Lieber Sohn! sprach die Mutter, schaff das Geld fort!

Um Gotteswillen je eher desto lieber das Geld fort! —

Frohburg schrieb an seinen Fürsten, schickte ihm das Geld zurück, und bezog am folgenden Tage mit seiner Mutter, seinem Weibe und seinen Kindern den Meierhof in Grünenau.

10.

Das Mittagsmahl in Grünenau.

Frohbürg würzte zwar in der Regel sich und den Seinigen jede Mahlzeit durch gute Laune und freundliche Unterredung; aber so heiter wie bey der ersten Mittagsmahlzeit in Grünenau war er doch lange nicht gewesen. Das war ein Freudenmahl, wie es nur wenige Menschen an hohen Festen des Lebens haben. Zwar ging er absichtlich darauf aus, die Seinigen zu erheitern, doch war es keine erheuchelte und keine verstellte Heiterkeit. Er freute sich ja eines schönen Segens. Ueberdieß war ihm sein Morgen durch die Ehrlichkeit eines Bürgers verschönert worden, dem er fünfhundert Thaler geliehen hatte, und der jetzt unaufgefordert eine neue Schuldverschreibung überreichte, weil er gehört, daß die alte verbrannt sey. Seinem Meiergüthchen mit dem hüb-

schen Garten, und der kleinen aber bequemen Wohnung fehlte es auch wirklich nicht an Reitzen, die er nun aber freilich, nebst noch manchem andern Guten, von der schönsten Seite aufzufassen und darzustellen wußte.

Nur einige Bruchstücke aus seinem Tischgespräche:

„Wie doch ein Fluß, ja sogar ein Bach über jede Gegend Leben verbreitet! Seht die Alme! — Ihr könnt sie hier aus dem Fenster sehen, wie sie so krystallhell sich durchs Almthal schlängelt! Ists nicht ein herrlicher Anblick!"

„Aber vom Hesselberge herab — o den Anblik, besonders bey Sonnen Auf- oder Untergang kann ich Euch nicht beschreiben. Es ist eine himmlisch schöne Aussicht! Der Hesselberg gehört zu unserm Meiergute. Ich denke, wir wer-

den uns oben eine Hütte bauen, und an manchem Morgen und Abende, zuweilen auch wohl in einer mondhellen Nacht unter dem sternvollen Himmel ein festliches Stündchen feiern."

"Ueberhaupt ist Grünenau von der Natur mit Mutterliebe gesegnet worden. Aber die Grünenauer sind auch des Segens werth. Ein so ehrliches, schuldloses, arbeitsames und dabey frohes Völkchen muß es weit und breit nicht geben. Und wie dankbar sie sind für jeden kleinen Dienst! Gestern kamen Schulze und Vormünder zu mir, und dankten mir nochmals im Nahmen der ganzen Gemeine für den guten Rath, den ich ihnen vor zwey Jahren gegeben hatte, durch dessen Befolgung sie aus dem vormaligen Sumpfe im Laichthale nun eine futterreiche Wiese gemacht haben. Sie freu-

freuten sich, daß wir künftig bey ihnen wohnen wollten, und versprachen uns alles zu Gefallen zu thun, was sie uns nur an Augen absehen könnten. Die guten Menschen!"

„Der ehrwürdige Pfarrer Heilmann hat gewiß auf ihre Herzensbildung einen sehr wohlthätigen Einfluß gehabt. Das ist ein Mann nach dem Herzen Gottes, Lehrer durch Wort und That, und Vater seiner Gemeine. Im Umgange mit ihm werden wir uns wohlbefinden. Und in seiner Kirche — zwar die Kirche in Mildhausen ist, besonders mit dem braven Oberpfarrer, gar nicht übel versorgt: doch ihr wißt, daß ich schon seit Jahren am liebsten in die Kirche nach Grünenau gieng; und ihr werdet nun selbst sagen, daß ich wohl daran gethan habe. — Pastor Heilmann

hat schon mehr als einen Ruf zu besserer Beförderung gehabt; allein er liebt seine Grünenauer, wie sie ihn lieben, und ist mit seiner Lage vollkommen zufrieden. — Doch sagte er mir jüngst im Vertrauen, daß er sich nur noch eine etwas bequemere und gesündere Wohnung wünsche."

„Das ist auch freylich ein gerechter Wunsch. Eine gesunde bequeme Wohnung, wie die unsrige, ist ein großer Beitrag zum Lebensglück. Prunkzimmer kann man leicht entbehren, und die armen Puppen, die sich selbst zu Sclaven ihrer geputzten Zimmer machen, immer voll ängstlicher Sorge, daß ja niemand mit bestäubten Schuhen den heiligen Boden betrete, sind zu bedauren. Ueberflüßiger Raum im Hause mögen sich die wünschen, welche Ursache haben sich einander aus

dem

dem Wege zu gehen, um Zwist und Zank zu vermeiden. Menschen, die sich lieben, wie wir uns lieben, befinden sich um so besser, je näher sie sich sind.“

„Was ich mich auf die diesjährige Erndte freue! besonders wenn die Obsterndte gerathen sollte. Wir haben in unserm Garten herrliche Obstarten. Ich denke mir schon den Jubel, wenn gepflückt und geschüttelt wird! — Wie der Kohl schmecken wird, den wir selbst gepflanzt, gewartet und gepflegt haben! An heißen Sommertagen begießen wir Morgens und Abends unsere Pflanzen und Blumen — Hanny mit dem hübschen lackirten Gießkännchen hilft auch mit. Jedes von euch Kindern bekommt sein Gartenbeetchen zu eigener Bearbeitung. — An schönen Tagen versammle ich dann oft meine kleinen

Gärtner in der großen Laube; da wird gelernt, geschrieben, gelesen, erzählt, Räthsel aufgegeben." —

„Ihr lieben Kinder, Gott wird uns manche schöne Stunde geben, und wir wollen sie mit Dank genießen!"

Frohburg stimmte an; und seine Mutter, sein Weib und seine Kinder sangen herzlich mit:

Danket dem Herrn!
Er öfnet seine milde Hand,
Streut Segen aus auf unser Land,
Daß Früchte aller Art gedeihn,
Und Mensch und Thier sich ihrer freun.
Danket dem Herrn!

Danket dem Herrn!
Dankt, Menschen, ihm! Er machte euch
An hohen Himmelsfreuden reich,
Durch Schönheit, die den Geist entzückt,

Durch

Durch Liebe die das Herz beglückt.
Danket dem Herrn!
Danket dem Herrn!
Aus seinem Vaterherzen quillt
Des Segens Quell. Seyd gut und mild,
Und thut des Vaters Willen gern!
So danket ihm dem guten Herrn!
Danket dem Herrn!

11.

Der Rath und die Bürgerschaft zu Mildhausen.

Da traten herein der Oberpfarrer von Mildhausen, der Bürgermeister, zwey Kirchenvorsteher, vier Viertelsmeister nebst dem Schlösser Dieterich; und der Oberpfarrer sprach mit inniger Rührung:

„Wer nach einem Verluste, der manchen andern trostlos gemacht haben würde, so herzlich froh ein frommes Danklied singen kann, wie Sie es so eben mit den Ihrigen gesungen haben, lieber Herr Frohburg, der bedarf für sein Lebensglück unserer Unterstützung nicht. Allein wir bedürfen Ihrer. Sie und Ihre Vorfahren sind ein großer Segen für unsere Stadt gewesen. Wir, unsere Kinder und Kindes-Kinder können es nie vergelten

ten, was wir der Familie Frohburg zu danken haben. Doch wünschten wir Ihnen zu beweisen, daß wir das erhaltene Gute mit Dank erkennten; wünschten aber auch freilich dieses Segens uns ferner noch freuen zu können; wünschten dieß zum Wohl der ganzen Stadt und vorzüglich der vielen Familien, welche ohne Fortdauer ihrer Fabriken brodlos werden würden. Darum soll ich Sie im Namen eines Edlen Stadtraths und löblicher Bürgerschaft von Mildhausen bitten: alle Kraft aufzubieten, um Ihre Handlung wieder herzustellen und darzu unsere Vorschläge zu genehmigen. Sie wissen, daß der würdige Stammvater Ihres Hauses der Kirche ein Kapital von 1000 Thalern bis auf einen Zeitpunkt überlassen hat, der jetzt eingetreten ist. Wir überbringen Ihnen den Kasten, in welchem der versiegelte Nachtrag zu

dem Abraham Frohburgischen Testamente verwahrt liegt; bitten Sie aber inständig: nicht blos jene 1000 Thlr. sondern auch noch eine Summe von 1500 Thalern welche durch den erhaltenen Vorschuß gewonnen sind, und welche wir jetzt leicht entbehren können, anzunehmen.“

„Auch,“ sprach nun der Bürgermeister, „soll ich Sie im Nahmen des Stadtraths ersuchen, ein jetzt vorräthiges Kapital der Cämmerey, welches 3000 Thaler beträgt, auf unbestimmte Zeit zu übernehmen, und künftig, wenn ihre Handlung erst wieder eingerichtet seyn wird, mit 2½ pro Cent zu verzinsen. Zugleich wird der Stadtrath dafür sorgen, daß die zur Aufführung der neuen Gebäude nöthigen Steine aus dem neuen Steinbruche angefahren werden sollen.“

„Noch,“ setzte einer der Viertelsmeister hinzu, „bittet die löbliche Bürger-

gerschaft, Sie möchten es ja nicht übel nehmen, daß sie, ohne zuvor Ihnen ein Wort davon zu sagen, unserm gnädigsten Landesherrn die Bitte vorgetragen hat: das zum Bau nöthige Holz Ihnen aus den herrschaftlichen Forsten, wo nicht ganz unentgeldlich, doch für die billigsten Preise zu überlassen. Unser Durchlauchtigster Fürst hat diese Bitte sehr gnädig genommen, und uns gesagt: Er werde deshalb selbst an Sie schreiben."

„Mitbürger! — Freunde! — Brüder!" antwortete Frohburg in abgebrochenen Worten, da ihm zu tiefes inniges Gefühl die Sprache versagte, „Ich habe an der Liebe meiner guten Mitbürger nie gezweifelt; — aber so geliebt zu seyn — das habe ich nicht erwartet — das habe ich nicht verdient. — Aber ich will — ich will Ihre Liebe zu verdienen suchen!"

„Wohnt hier Herr Frohburg? fragte ein Bote. Nichts für ungut, daß ich

ich sogleich zugehe. Der Brief ist von der Durchlaucht."

Frohburg las:

Sie erlauben mir, würdiger Mann, Ihr Haus wieder aufbauen zu lassen. Die nöthigen Befehle sind schon ertheilt. Die bewußten 15,000 Thaler nehmen Sie für die nächsten fünf und zwanzig Jahre ohne Interessen. Diese Bitte werden Sie mir um so weniger abschlagen, da ich es um meiner guten Mildhäuser willen wünschen muß, daß Ihre Handlung bald wieder in Flor komme. Mündlich ein Mehreres. Ich achte und liebe Sie.

Karl.

Das ist zu viel! sprach Frohburg, und nicht blos in seinen, auch in den Augen aller Anwesenden glänzten Thränen, — „zu viel mit einem Male! — Gott segne meinen Fürsten — segne mei-

meine Mitbürger — segne mein Vaterland!"

Es herrschte auf einige Augenblicke eine Stille, in welcher sich jedes Herz wohlbefand.

„Na! unterbrach Meister Dieterich diese Stille, soll ichs Kästle aufmachen? Die Herren haben halter die Schlüssel verloren."

Die Schlösser wurden geöffnet, die inliegende Schrift entsiegelt, und der Oberpfarrer machte den Vorleser.

12.

Abraham und Moses.

Mit gespannter Aufmerksamkeit vernahm die kleine Versammlung den Inhalt der Schrift, welche vier und achtzig Jahre unter Schloß und Siegel sorgfältig war aufbehalten worden.

„Ich,

„Ich, Abraham Frohburg, will und verordne, daß die tausend Thaler, welche ich, laut meines Testaments, der Kirche zu Mildhausen geliehen habe, an denjenigen meiner Nachkommen ausgezahlt werden sollen, welcher zuerst durch unverschuldete Unglücksfälle um sein Vermögen gekommen ist. Ich erkläre denselben zugleich als den rechtmäßigen Besitzer des Geschenks, welches Moses mir anvertrauet hat.

Dieß ist die Geschichte Mosis und des Geschenks, welches er mir anvertrauet hat:

Im Jahr 1702, als ich von der Frankfurter Messe in meine Heimath zurückkehrte, ritt ich spät am Abend (denn ich wollte Mildhausen noch erreichen, und es war heller Mondschein) durch das Hainicher Holz. Und als ich kam an die Pohlerhöle, hörte ich ein

Jam-

Jammergeschrey, eilte hinzu, fand einen Wagen und in dem Wagen zwei Männer, die mit einander kämpften und von denen der eine ängstlich flehte: Laß mir mein Leben!

Rasch hielt ich die Pistole hin (sie war nicht geladen) und rufte laut: Halt, Mörder, halt!

Da sprang der eine aus dem Wagen heraus, lief fort und ich ließ ihn laufen; der andere aber jammerte: „Helft, um Gotteswillen helft! ich bin schwer verwundet.“

Ich merkte an der Sprache, daß der Verwundete ein Jude sey. Ich dachte aber: Jude oder Christ, es ist ein Mensch, der deiner Hülfe bedarf. Wärest du unter die Mörder gefallen, und er könnte dir helfen; du würdest wünschen, daß er helfen möchte, ohne zu fragen, weß Glaubens du seyst. Nun was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch!

So dachte ich; sprach dem Leidenden Trost zu, band mein Reitpferd hinter den Wagen, setzte mich aufs Sattelpferd, fuhr fort, brachte den Armen in mein Haus, ließ Doktor und Barbier rufen und pflegte und wartete sein, wie sichs geziemet und gebühret.

Levi Moses hieß der Verwundete. Es war ein Mann von 63 Jahren, gebürtig aus Pohlen, wohnte aber seit zehn Jahren in Berlin. Sein Knecht hatte ihn ermorden und berauben wollen.

Nach zehn Wochen waren seine Wunden geheilt; und er bot mir ein großes Geschenk an, das ich aber ausschlug. Denn wie hätte ich Bezahlung dafür nehmen sollen, daß ich gethan hatte, was ich als Mensch thun mußte? und warum hätte ich die Freude verkaufen sollen, etwas Gutes mit reinem Herzen gethan zu haben?

Ich sagte ihm das; da war er sehr gerührt, und schwur, Gutes zu thun an armen Christen, so viel er könnte.

Bey seiner Abreise bat er mich, ihm noch den Gefallen zu thun, und einen eisernen Kasten mit einigen tausend Thalern in Verwahrung zu nehmen, bis er ihn werde abfordern; weil er furchtsam geworden sey, und nie wieder mit einem Geldkasten reisen wolle.

Ich erfüllte seine Bitte, ließ ihn aber zuvor seinen Kasten wohl versiegeln.

Kaum ein halbes Jahr war verflossen, als ich folgenden Brief erhielt:

„Abraham, ich bin dem Tode nah. Der Herr gebe mir's sanft, und segne und behüte Euch, und lasse uns in Einen Himmel kommen."

„Ich sterbe ohne Kinder. Behaltet den eisernen Kasten, und wollt ihr ihn nicht selbst haben, so verwahrt ihn für Kinder und Enkel. Wer weiß, wer's brauchen kann. Hebt's auf, ich bitt Euch drum an der Todespforte. Der Engel des Herrn leite mich durchs dunkle

Thal, und schütze auch Euch, bis ihr mir nachkommt."

Levi Moses.

Bald darauf bekam ich sichere Nachricht von seinem Tode, und sprach bey mir selbst: Du guter Moses, dein Wille soll geschehn!

Ich ließ den eisernen Kasten ungeöffnet in meinen Garten bringen, den ich zum Gottesacker bestimmt habe. Mit vieler Mühe habe ich selbst, dicht am Eingange vor dem tempelförmigen Gartensaale, eine Grube gegraben und den Kasten eingesenkt.

So nimm denn, mein Sohn, Enkel oder Urenkel, das Geschenk von dem dankbaren Moses, wende es wohl an, und thue Gutes, so viel du kannst. Ich segne dich und die deinigen und alle deine Nachkommen.

Abraham Frohburg.

Mit raschem Schritt ging man zum Gottesacker. „Spaten her!" rufte gleich

gleich beym Eintritt Meister Dieterich dem Todtengräber zu, „Spaten her, Adam! Wir wollen einem Todten ausgraben, und ihn wieder unter die Leute bringen.“

„Wie? Was? fragte Adam erschrokken, Todte ausgraben?“ — Aber auf das Wort des Oberpfarrers und Bürgermeisters legte er mit Hand an.

Nach wenigen Minuten kam der vergrabene Kasten ans Tageslicht. Dieterich öffnete die Schlösser. Man fand 5,000 Thaler in Golde und ein kleineres Kästchen mit Diamanten, über 16,000 Thaler an Werthe.

Frohburgs Handlung wurde blühender, als vorher. Dankbar beförderte er jedes Gute, ward der Wohlthäter seiner Vaterstadt, und erhielt sich Tugend und Frohsinn im traulichen Bunde bis an das Ende seines Lebens.

K. Stille.

II.

Die Reise nach Eleutheria.

Die Elohiten lebten als Fremdlinge zu Aretz und erduldeten schweren Druck unter der Regierung Mammon-Aseby's. Da kam ein Bote aus fernem Lande und sprach:

„Königin Eleuthera, die Weise, Gerechte und Milde, und treue Verehrerin des Einigen Gottes, den auch Ihr verehrt, läßt Euch einladen, an dem Segen Theil zu nehmen, dessen sich alle Bürger ihres Reichs zu erfreuen haben."

„Ich will Euch den Weg bezeichnen, damit Ihr Gefahren entgehet, und die Gren-

Grenzen des Volks vermeidet, welches in gesetzloser Wildheit das Schwert zum Verderben führet."

„Zwar ist es eine beschwerliche Reise; manchen steilen Berg werdet ihr übersteigen, durch manche Dornen Euch durchwinden müssen; doch Muth! es geht nach Eleutheria, aus dem Lande der Knechtschaft zum Lande der Freyheit!"

Ja! Ja! antworteten die Elohiten, wir folgen dem Rufe. Planmäßig vorbereitet unternahmen sie die Reise, mit wohl überlegten Verabredungen, unter welchen auch diese war: von Zeit zu Zeit an vorher vestgesetzten Orten einen Ruhepunkt zu feiern, wo dann irgend einer unter ihnen als warnender und rathgebender Freund sie an ihre gegenseitigen Pflichten erinnern und sie zu muthvoller Fortsetzung der Reise ermuntern sollte.

Einst an einem solchen Ruhepunkte trat der warnende und rathgebende Freund unter ihnen auf, um den ihm gewordenen Auftrag zu erfüllen, und redete die Versammelten also an:

Meine Brüder!

„So haben wir denn wieder einen beträchtlichen Theil des Weges, auf welchem wir vereinigt Einem und demselben Ziele entgegen gehen, zurückgelegt, und sind um viele Tagereisen dem Ziele näher gekommen. Blicket heiter mit mir auf den zurückgelegten Weg, freuet euch des gemachten Fortschrittes, der besiegten Hindernisse und Schwierigkeiten, und dieses erreichten Ruhepunktes!

Es ist wahr, wir hatten manche Hindernisse zu bekämpfen; aber sie sind ja bis hieher besiegt; und dieß erhöht unsern Muth für die Zukunft. Wir mußten manchen sauren Tritt thun, manche Mühe ertragen; aber es ist über=

überstanden, und erfreulich ist der Rück-blik auf wohl vollbrachte Arbeit und überstandene Mühe. Labender war uns der Feierabend nach solchen Tagen, an welchen wir einen sehr beschwerlichen und vielleicht gefahrvollen Theil des Weges vollbracht hatten. Machten wir zuweilen eine Tagereise unter Sturm und Ungewitter, so erinnert euch, wie dann, wenn der Sturm nun schwieg, Wolken sich verzogen und die Sonne am blauen Himmel wieder hervorstral-te — ja erinnert euch, wie froh wir dann unsere Reise fortsezten, mit wel-chem Wonnegefühl wir uns und Alles um uns herum ermuntert, belebt, er-quickt und gestärkt fanden; wie des Baumes und der Wiese Grün dem Au-ge zwiefach wohlthat; wie die Blume schöner blühte, süßer duftete, die Sän-ger der Luft uns Freude ins Herz san-gen und die ganze Natur uns holder und freundlicher entgegen lächelte!

Seht,

Seht, Freunde, so war das Angenehme mit dem Unangenehmen gemischt, so entkeimte aus dem, was uns übel schien, oft ein größeres Gut, so war es der vorhergegangene trübe Tag, der den heitern erzeugte, und, was noch wichtiger ist, der uns für den Genuß des heitern Tages empfänglicher machte; so war die vorhergegangene Mühe und Arbeit nicht nur die Bedingung, Segen zu erlangen, sondern auch des erlangten Segens froh zu werden. Und wie groß war die Summe des Guten, wie mannichfaltig die Freuden, die der uns zu Theil werden ließ, unter dessen Schutz und Aufsicht wir reisen. Wir sind Gottesverehrer; danket ihm, unserm Gott, mit mir, der es sowohl mit uns gemacht und so väterlich uns geleitet hat."

Also sprach er, und Alle stimmten mit gerührten Herzen und mit Himmelan sich erhebender Andacht in ein Dank-

lied

lied ein; nach dessen Beendigung der warnende und zum Guten ermunternde Freund fortfuhr zu reden:

„Wir haben uns, meine Brüder, durch das gemeinschaftlich gesungene Danklied zu einer Pflicht ermuntert, die dem Herzen wohlthut. Ich sage absichtlich: wir haben uns dazu ermuntert, denn ihr wißt, daß wahre Dankbarkeit weniger in Worten, als in Gesinnungen und Handlungen besteht. Wollen wir wahrhaft dankbar gegen den Gott seyn, der uns bisher so väterlich geleitet hat, so müssen wir uns entschließen, seinem Willen gemäß, jedes Unrecht zu meiden, jedes Gute immer williger und eifriger zu vollbringen. Sey dieß doch Aller Entschluß, die zur Feier dieses Ruhepunktes auf unserer Reise hier versammelt sind; Aller, die jetzt noch hier versammelt sind — denn Manche, die den letzten Ruhepunkt noch mit uns feierten, sind jetzt nicht mehr in unserm

serm Kreise. Einige fanden auf dieser Reise ihr Grab. Wir weinten ihnen die Thräne der Liebe und Freundschaft; aber wir weinten nicht trostlos, denn die beseeligende Hoffnung richtete uns auf, in einem bessern Lande ohne Trennung wieder mit ihnen vereinigt zu werden. Aber wir vermissen Andere, deren Andenken uns — da wir sie liebten, da wir sie gern mit uns glücklich sehen wollten — eine weit schmerzlichere Thräne kostet. Sie scheuten die Mühe des Weges, und blieben zurück: Zwar sie versprachen: mit verstärkten Schritten uns nachzueilen; allein bis jetzt haben wir sie vergebens erwartet. Möge es ihnen nicht an Ermunterung, nicht an Muth und Kraft fehlen, das Ziel noch mit uns zu erreichen! Aber, ach, es ist schwer, sehr schwer, erst an Ruhe und Trägheit gewöhnt, nur mit einem Male durch verstärkte Fortschritte und größere Anstrengung das Versäumte nachzuholen.

Andere verließen den richtigen Weg, ungeachtet sie ihn selbst für den richtigen erkannten, und betraten einen Nebenweg, auf welchem ihnen mehr Blumen entgegen blühten. Möge es ihnen nicht an einem treuen Freunde fehlen, der sie von dem Abwege auf den rechten Weg zurück führe, und möge es ihnen weder an gutem Willen, noch an Kraft fehlen, dem Freunde zu folgen — und früh zu folgen, ehe ihnen, zu weit entfernt, die Rückkehr zu schwer und vielleicht unmöglich werden dürfte!

Wir aber, Brüder, die wir — alle Merkmale überzeugen uns auf das sicherste davon — noch auf dem rechten Wege sind, laßt uns muthvoll fortschreiten, durch gegenseitige freundschaftliche Unterstützung uns die Mühe des Weges erleichtern, zum Guten uns ermuntern, zum Guten stärken, und dann auf Gott vertrauen, der uns ferner mit Vaterhuld leiten und segnen wolle!"

So sprach er, und vester vereinigt, und mit neuem Muthe beseelt, setzten sie ihre Reise fort, erreichten das Ziel, und fanden ihre Hoffnungen übertroffen.

K. Stille.

III.

III.

Heilmanns Erzählungen für seine Kinder*).

I.

Der gebesserte Stolze.

Fritz, der einzige Sohn eines sehr reichen Kaufmanns, war auf dem Wege ein eingebildeter, übermüthiger Mensch zu werden. Richmann, sein Vater, war zu einem beträchtlichen Vermögen nicht durch bloßen Zufall und blindes Glück gekommen. Er hatte es nicht ererbt, nicht erheyrathet, nicht als Geschenk erhalten und noch weniger in der Lotterie gewonnen, sondern es war ehrlich von ihm verdient worden; er verdank-

*) Wird fortgesetzt.

dankte es seinen Einsichten, seiner Ordnungsliebe, seinem Fleiße und seinen reiflich überlegten Unternehmungen, die das Glück begünstigte.

Menschen dieser Art haben in der Regel ein ganz eigenes Selbstgefühl, weil sie sich bewußt sind, mit Stärke und Kraft nach einem bestimmten vesten Plane gehandelt zu haben. So Richmann, Fritzens Vater. Als einen Mann voll Kraft und Würde hörte man ihn sprechen, und so sah man ihn mit Menschen umgehen, die, von ihm abhängig, nur um so mehr seine Ueberlegenheit anerkennen mußten. Andere thaten das freiwillig, ließen seinen Einsichten an seiner wohlbesetzten Tafel laut Gerechtigkeit wiederfahren, und lobten unbedingt die Stärke seines Willens in Verfolgung seiner Plane, wenn der Wein ihnen die Zunge gelöst hatte.

Fritz, der gleich mit der Anwartschaft auf ein großes Haus gebohren

war,

war, empfing von seiner frühesten Kindheit an, als der einzige Erbe des väterlichen Reichthums, die äußern Beweise der Achtung, die er künftig erst verdienen sollte. So herangewachsen, hielt er sich in seinem zwölften Jahre, als er kaum nothdürftig das anfing zu übersehen, was jener bereits gethan und ausgeführt hatte, für beynahe schon eben so klug und weise, als sein Vater war. Dazu gehört nun aber nicht viel, hinterher es einzusehen, wie unter gewissen Umständen etwas so kommen mußte, wie es kam. Das hätten hundert andere eben so gut gekonnt als Fritz. Aber wer selbst handelnd auftritt, wer erst durch eigene Erfahrung belehrt, es einsieht: daß die Erfahrungen anderer ihm zwar Stoff darbieten, den er zur Lebensweisheit verarbeiten kann, aber noch nicht Lebensweisheit für ihn selbst sind; daß er unter andern Umständen handelt, wo es wieder neue Erfahrungen für ihn zu machen giebt; der hü-

tet sich anmaßend und stolz zu seyn! Nicht so Fritz, der noch nicht Gelegenheit gehabt hatte sich eigene Erfahrungen zu erwerben und den niemand aufmerksam auf dergleichen machte; da seine vortrefliche Mutter ihm zu früh gestorben, sein Vater aber mit Geschäften überhäuft war. Darum gerieth er denn auch so früh auf den gefährlichen Abweg des Stolzes, der für ihn um so gefährlicher war, da er denselben mit einem beträchtlichen Fond von eigener Geisteskraft betrat. Er hatte große Anlagen, die aber noch der Entwickelung und Ausbildung bedurften; er hatte für sein Alter viele Kenntnisse, die aber noch blos gegebene, nicht durch eigene Kraft verarbeitete und geordnete Kenntnisse waren.

Seines Vaters Verdienste um das innländische Manufaktur- und Fabrikwesen, das er so sehr in Aufnahme gebracht und wobey er seinen eignen Vortheil

theil mit dem Besten des Landes auf das engste verknüpft hatte, wurden jetzt so gar von dem Landesfürsten anerkannt und Herrn Richmann der Titel eines Commerzienrathes, in einem sehr huldreichen und gnädigen Handschreiben beygelegt.

Fritz, der bisher nur auf seine vermeinten Einsichten und auf seines Vaters Geld stolz gewesen war, wurde nun auch stolz auf Namen und Titel und wollte überall der Erste seyn.

Die Gesellschaften seiner bisherigen Jugendfreunde genügten ihm nicht mehr; überall drängte er sich in die Gesellschaften von Männern ein, und es fehlte nicht an Schmeichlern die, seines Vaters wegen, dem Sohne zu viel einräumten, und ihn in seinem Eigendünkel nur noch mehr bestärkten. Jedoch auch hier hielt er sich nur zu solchen, die nach seiner Meinung bereits schon

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

etwas Großes ausgeführt hatten, hauptsächlich als Kaufleute durch den Handel, weil er dieß Verdienst als das höchste ansah, seit sein Vater deshalb vom Fürsten eine besondere Auszeichnung empfangen hatte.

Sonst pflegte Fritz mit seinen Gespielen sehr gern in Gesellschaft zu tanzen; das that er jetzt nicht mehr. Lieber ging er ernsthaft für sich auf und ab, wenn eben niemand da war, mit dem er sich unterhalten konnte. Am liebsten von allem, was ihm sonst lieb gewesen war, war ihm noch das Reiten, weil ihm das wenige nachthun konnten, indem nur wenige ein Pferd und noch dazu ein so schönes Pferd hatten, wie er; und weil er auch hiedurch den Personen von höherm Alter näher kam. Kurz, wer ihn das erstemal sahe, der las ihm gleich die Erklärung an den Augen ab, die er jedem, den er aus einiger Entfernung ansah, entgegen blinzelte:

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

zelte: „ich bin Fritz, des reichen Commerzienrath Richmanns Sohn!“ Da flüsterten sich denn wohl bisweilen einige erfahrne, wohlwollende Männer zu: „Schade, Schade!“ wenn sie den Knaben so sahen, der für sein Alter nicht übrig groß war, dessen Wangen aber von einer Fülle von Gesundheit und Kraft herrlich geröthet waren; und dessen große Augen von lauter Feuer blizten. Andere hielten ihn dagegen für einen außerordentlichen jungen Menschen, den man seinen eignen Gang müsse gehen lassen.

Richmann war ein einsichtsvoller, und mit Recht geehrter Mann. Das, wozu er sich mit dem Glücke in Verbindung gemacht hatte, das sollte auch sein Fritz werden, dazu wollte er ihm auf alle mögliche Weise behülflich seyn. Zu Frankfurth am Mayn lernte er in der Messe einen jungen Mann kennen, der ihm so ganz für seine Zwecke, die

er sich mit Fritzen vorgesetzt hatte, geschaffen zu seyn schien und der ihm so wohl gefiel, daß er ihm in den ersten vierzehn Tagen ihrer Bekanntschaft schon alle mögliche Beweise von Wohlwollen gegeben hatte. Der junge Mann konnte so ganz Wohlwollen mit Wohlwollen, Aufmerksamkeit mit Aufmerksamkeit erwiedern, weil ihn das Seltene in dem Kaufmann Richmann gleichfalls auf das höchste angezogen hatte.

„Gehen Sie mit mir," sagte Richmann eines Abends, wo sie eben traulich beysammen saßen, „ich habe einen Sohn, — tragen Sie dazu bey, daß der Ihnen ähnlich gut und brav werde! Ich bringe Ihnen damit noch kein Opfer, wenn ich Ihnen alles verspreche, was Sie nur verlangen; und ich muß mir es mithin vorbehalten, Sie noch insbesondere zu — doch der Ausdruck ist nicht passend! Denn wer könnte anmaßend genug seyn, dergleichen belohnen zu

wol-

wollen? — Aber, kommen Sie mit zu meinem Fritz!"

Hochfeld, so hieß der junge Mann, sagte: Ja! und erhielt die Vollmacht: ganz nach eigener Ueberzeugung Erziehung und Unterricht einzurichten.

Mit schmerzlichem Gefühle bemerkte Hochfeld bald, daß der Stolz des jungen Richmanns schon anfange Hochmuth zu werden, der die Güte des Herzens verdrängt. In einzelnen Aufwallungen von Uebermuthe schonte der eingebildete Thor keinen Menschen; und der weise Lehrer ging darauf aus, dem Eigendünkel seines Schülers einen Schlag beyzubringen, der ihn bessern sollte. Er wartete nur auf gute Gelegenheit. Sie kam endlich; zwar nicht so, wie sie Hochfeld wünschen konnte, aber doch heilsam im Erfolg für seinen Zögling. Fritzens Vater wurde krank; so krank, daß man an seinem Aufkommen zweifelte.

felte. Ach, sagte Hochfeld, wir können nur äußerst selten Andern wahrhaft wohl thun, darum sollte doch keiner kurzsichtig und leichtsinnig genug seyn, Andern wehe zu thun! Und doch thut dieß der Mensch so oft, wenn auch nicht immer mit böser Absicht — oft nur durch Eigenliebe und Selbstsucht verblendet! — Es ist so himmlisch schön von guten Menschen geliebt zu werden, und doch wie Wenige wissen sich Liebe zu verdienen! — Fritz verstand seinen Lehrer. Sein Vater mochte nemlich während seiner Krankhett niemanden um sich sehen als seinen alten treuen Diener und Hochfelden; ob sich gleich alles im Hause nach ihm hindrängte, um dem Leidenden seine Bereitwilligkeit zum Helfen zu zeigen. Sobald nur die Nachricht von einem kleinen Anscheine zur Besserung bekannt wurde; so wurden alle Gesichter froh, alle Hände thätig und ein jeder athmete wieder freyer.

Da sagte Fritz zu seinem Lehrer Hochfeld: „Ach, würde ich doch auch so geliebt, liebster Hochfeld, wie mein Vater!“ — Er hatte wohl bemerkt, wie er in der ganzen Zeit, die sein Vater krank war, von keiner Person berücksichtiget wurde und das beleidigte seinen Stolz.

Das kommt ganz auf dich an Fritz, antworte ihm Hochfeld. Thue den Menschen wohl; und sie werden sich bestreben dir wieder wohl zu thun!

„Wie kann ich das? Und — Ich muß ja den Leuten einmal befehlen? Nach dem Vater bin ich doch die erste Person im Hause?“

So freilich trittst du nicht in deines biedern Vaters Fußtapfen! So wirst du nicht edel und gut; so wirst du auch nicht wahrhaft glücklich! — Du mußt dich erst gewissermaßen als die unterste Person im Hause ansehen lernen, wenn du dir alles das erwerben und zu eigen

machen

machen willst, was dir nothwendig ist, um einmal mit Glück befehlen zu können. Du mußt dich ebenfalls von unten hinauf arbeiten, wie dein wackerer Vater es ehmals that, nur mit dem Unterschiede: daß deine Verhältnisse schon von deiner Geburt an ungleich glücklicher sind.

„O," brach Fritz aus, indem er seinem vortreflichen Lehrer um den Hals fiel, „wenn ich doch arm, ganz arm wäre; aber so —"

Das ist nicht nöthig, erwiederte Hochfeld; hier kommt es weder auf das Arm- noch auf das Reichseyn an, sondern darauf: daß du dich umänderst; eine andere Denk- und nach ihr eine andere Handlungsweise einschlägst. Der Grund zu alle dem liegt in dir selbst; du selbst mußt aus dir das machen, was du seyn willst. Willst du einmal auf dem Gebäude deines Glücks mit Ehren oben stehen, so darfst du es mit dem

Grunde ja nicht versehen! — Sieh dort das schöne massive Gebäude deines Vaters, mit den Felsblöcken die ihm zum Grunde liegen; und was hältst du davon, welcher Stein der unentbehrlichere sey? Der mächtige Würfel, der einen der Hauptpfeiler des ganzen Gebäudes trägt, oder jener der so eben dort ausgehauen wird, um dem ganzen Gebäude gleichsam als die Krone zur Zierde zu dienen?

„Wie könnte da oben dergleichen angebracht, ja wie könnte überhaupt etwas errichtet worden seyn, wenn nicht erst dem Ganzen mächtige Stützen zum Grunde wären gelegt worden!"

Und wie verhielt es sich mit den Kornähren, die, als wir neulich spazieren giengen, unter den übrigen so gerade aufwärts standen, daß sie die andern alle übersahen, und so zuerst gesehen werden mußten?

„Sie waren größtentheils taub."

Gerade so ragt auch unter den Menschen mancher über Andere empor, der nicht mehr, oft weit wenigern innern Gehalt hat als die, welche unter ihm stehen; und umgekehrt neigt sich nicht selten der Kraft- und gehaltvolle Mann abwärts, und ist unten im Grunde als haltbare Stütze des Ganzen zu finden. Also verachte die Niedern nicht, wenn du mit Ehren willst höher stehen als sie! Sie sind sehr oft die Felsblöcke, auf welchen das Gebäude deines Glücks ruht! Wer da glaubt ein Uebermaaß von Kraft zu haben, das ihn berechtigte, sich über andere hinweg zu setzen; der ist in sehr großer Gefahr das Gleichgewicht zu verlieren! Darum, Fritz, halte dich mit Bescheidenheit an dir selber und an deinem, dir ursprünglich reichlich zu Theil gewordenen Maaße von Kraft, das du aber ferner nicht mehr durch das Vergrößerungsglas ansehen darfst, vest, damit du das Gleichgewicht nicht verliehrst! Suche dich in deiner

rechten Gestalt zu sehen und sey nicht mehr stolz auf Geld und Ehre, die beyde dir nicht angehören, da du sie dir nicht erworben hast — sonst kann das, was dein Vater erworben hat, durch dich wieder verlohren werden! Versuche dich erst, lieber Fritz! Gewiß ich habe dich lieb und will dir nur wohl, nicht wehe thun, aber eben darum muß ich es dir sagen: daß du, von Stolz und Eigendünkel geblendet, bisher alle Menschen, ja deinen wackern Vater nicht ausgenommen, beleidigt hast. Da liegt er nun — und wer bürgt dir dafür, daß er, neben den Schmerzen der Krankheit, vielleicht da, als uns allen um sein Leben bange war, im Gefühle des herannahenden Todes, auch schmerzlich noch deinetwegen geängstiget wurde?

Fritz weinte an dem Herzen seines Lehrers: „o kommen Sie mit mir zum Vater; ich bitte Sie kommen Sie, mit mir, ich will ihm geloben —“

Das dürfen wir nicht, wir müssen ihn schonen; ob er gleich nach dem Ausspruche des Arztes außer Gefahr ist. Besser noch als das Geloben ist: das Thun. Laß uns so ganz im Stillen den Anfang machen das zu seyn, was du dem Vater zu werden nur eben jetzt erst geloben wolltest; dann wirst du diese Stunde segnen, und ich segne sie mit dir, lieber Fritz! —

Von nun an sah Fritz seinen Lehrer als seinen Freund, ja als seinen besten Freund an, der sein Herz für Freundschaft und Liebe empfänglich gemacht und damit alles über ihn gewonnen hatte. Fritz ward bescheidener, und durch seine Bescheidenheit zugleich ein zärtlicher Sohn und ein besserer Mensch voll Güte und Wohlwollen.

Griesing.

2.

Der Hund und sein Herr.

Als ich diesen Morgen aus meinem Landhause mit meinem Sohne Ferdinanden durch den Hof nach dem Garten gehen wollte, lag unser Haushund Tolpatsch lang vor der Schwelle in der Sonne hingestrekt, und genoß eines ruhigen Schlafs. Ferdinand gab ihm einen derben Stoß mit dem Fuße, damit er Platz machen sollte. Tolpatsch erwachte, hub seinen Kopf empor, blinzelte mit den Augen, knurrte ein wenig, und strekte sich wieder hin. Erzürnt griff Ferdinand nach dem Stocke und schlug mit dem Zurufe: du faule Bestie! ich will dich lehren — so lang mit Ungestüm auf ihn los, bis er auffsprang, und nach ihm fuhr. Sobald er ihn aber erkannte, bäumte er an ihm auf, wedelte mit dem Schwanze, lekte ihm die Hand und sprang um ihn fröhlich her.

Du sagst, rief ich Ferdinanden zu: du willst Tolpatschen lehren? O! nimm von ihm Lehre an! denn wie viel Gutes hat er dich nicht in den wenigen Augenblicken gelehret!

„Er mich? — Tolpatsch?"

„Allerdings — Denke nach, wer gab dir ein Recht, ihn in seiner Ruhe zu stören? ihn, der unser Haus und Hof bewachet, und vielleicht die ganze Nacht umher patrouillirt und vor Einbruch und Dieben beschützt; jetzt aber sich durch den Schlaf erhohlen wollte. —"

„Wer heißt ihn aber sich gerade hieher vor die Thür zu legen? hat er nicht auf dem ganzen Hofe Platz genug?"

„Hast du ihm gestern Abends Nachricht davon gegeben, daß du um diese Zeit aus dem Hause treten wolltest? oder hat er Verstand genug, aus den Umständen zu vermuthen, daß dieß ein unschicklicher Ort zu seinem Lager wäre?"

„Aber,

„Aber, der Weg ging ja nicht durch ihn. Sollte ich seinetwegen zu Hause bleiben?“

„Du konntest über ihn leicht hinweg schreiten, wie ich es that, oder wegspringen, da du sonst über Dinge springst, die dir nicht im Wege liegen; oder durch ein Schrittchen von der Seite ihn umgehen?“

„Aber mußte er mich deswegen anknurren?“

„Was thatst du vor ein paar Tagen, als du in einem Winkel eingeschlafen warst, und deine Schwester zu deiner Clavierstunde dich aufgewekt hatte. Erinnere dich wie ungeberdig du dich bezeigt hast. Und wekte sie dich auf eine so ungestüme Art, wie du den armen Tolpatsch? Doch alles bey Seite gesetzt! Durch das Ende krönte noch Tolpatsch seine Lehre. Statt sich für die ihm angethane Beleidigung zu rächen, welches er nach seinen Kräften so leicht hätte thun können, gebot er, mit-

ten in der Aufwallung, seiner Wuth, als er den Thäter ins Auge faßte, vergaß die zugefügten Beleidigungen, in der Erinnerung der sonst von dir genossenen Wohlthaten und Freundschaft, und liebkosete dir. Würde man dieß Betragen nicht einem Menschen unter gleichen Umständen für den Beweis eines wahren Edelmuths gelten lassen?"

Ferdinanden trat eine Thräne in die Augen. Mit Heftigkeit umhalsete er Tolpatschen, klopfte und streichelte, ja, ich glaube gar, er küßte ihn und sprach zu ihm: armer Freund! vergieb mir! Ja, du bist jetzt viel besser gewesen, als ich. Nie will ich dich wieder aus deinem Schlafe stören, und nie wieder so ungerecht seyn. Komm, du sollst zur Vergütung mein Morgenbrod mit mir genießen.

Er holte sogleich aus seiner Tasche die Semmel, die er dazu bestimmt hatte, und gab ihm die Hälfte davon.

Gut, sagte der Vater: es ist brav von dir, daß du dein Unrecht gut zu machen suchst; aber laß dir es eine Warnung seyn, bey jedem Anfalle einer Leidenschaft zu überlegen, was du thust, ehe sie zum Ausbruche kommt, damit du dir nicht eine späte Reue zubereitest. Vergiß endlich bey der Beleidigung eines Freundes, die meistens unvorsätzlich sich ereignen, nie der vorhergegangenen Wohlthaten, die du empfangen hast. Fühle, wie weit süßer es ist, Reue an andern zu sehen, als sich selbst eine Handlung reuen zu lassen.

Weiße.

3.

Emilie und der Dornenstrauch.

In voller Eil kam jüngst mit lauten
Klagen
Emilie zu dem Papa;
„Ach! lassen sie ums Himmelswillen ja
Den garst'gen Dornenzaun im Garten
niederschlagen,
Da, sehn sie nur mein schön Linon Ge-
wand! —
Ich suchte dort vor einem Weilchen
Längst an der Hecke blaue Veilchen,
Blieb hängen, und als ich dann mit der
Hand
Die Sträucher jähling wollt ergreifen
Ganz säuberlich es abzustreifen
Zerriß ich jen's, und die zerkrazt ich mir —
O sehn sie nur die blut'gen Finger hier! —
Ja, guter, bester Vater lassen
Sie unsern Garten doch mit einer Plank
umfassen."
Der Vater voller Zärtlichkeit
War auch für ihren Wunsch bereit.

Man

Man schlug den Abend noch die Dornen=
hecke nieder
Doch baut man Planken nicht gleich wieder.
Des Morgens früh drang Huhn, und
Kuh und Schwein
Zu jenen Oeffnungen vom Hofe rasch hinein,
Zerwühlten alles und zerrissen
Rannunkeln, Nelken und Narcissen.
Und kurz der Garten ward zu einer Wü=
steney. —
Das sah Emilie — ach welch ein Klagge=
schrey! —
Weh mir die ganze Pracht von meinen
Blumenbeeten
Zernichtet, umgewühlt, zertreten!
O guter Vater schlachten sie
Doch gleich das garst'ge, böse Vieh!
Es könnte morgen wiederkehren! —
Sey ruhig, sprach er, nichts ist übrig
zum Zerstören!
Laß dich dafür jetzt Klugheit lehren:
Thu nichts, was dich in kurzem reuen
kann!
Vorher bedacht und erst nachher gethan!

Griffst du in Dornen nicht, so konnten sie nicht stechen
Und ließest du sie, ohne dich zu rächen,
Zum Schutz in deinem Garten stehn,
So würd'st du Flor und Schmuck noch in der Blüte sehn.
Und wollt ich vollends gar auf dein Geschrey jetzt achten,
Und die Verwüster alle schlachten,
Wie würd es uns den Sommer durch ergehn.
Wer sollt uns Butter, Milch und Ey'r und Wurst gewähren?
Wolltst du der Kost wohl gern entbehren?
So lern auch: Ungeduld bey kleinem Ungemach
Zieht oft weit größres Uebel nach!

Weiße.

IV.

Wettstreit der Uranionen.

„Ihr Götter und Göttinnen hört!
Wohlan, Kronions Willen ehrt!
Wem unter euch gefällt die Mühe,
Der wähl' ein Menschenkind sich, und
erziehe
Es ganz und gar nach seiner Hand.
Es sey ein Stern zum Preise zuerkannt,
Dem Sieger, der, wie sich's gebühret,
Am glücklichsten zum Ziele hin den Zög-
ling führet."

So sprach Kronion königlich,
Und des Olymps Bewohner neigten sich;
Er

Er sprach's, und schwur beym Styx, und
nickte mit dem Haupte, *)
Und

---

*) Schwur beym Styx. Wie heilig und unverbrüchlich dieser Schwur den Göttern war, sieht man aus Homer's Odyss. V, 184 fg.

„Zeuge mir jetzo die Erd' (so spricht, nach Voß's Uebersetzung,
Kalypso zum Odysseus) und der wölbende Himmel von oben,
Auch die stygische Flut, die hinabrollt: welches der größte
Eidschwur ja, und furchtbarste ist den seligen Göttern:
Daß ich nicht dir zu schaden erdacht ein anderes Uebel.“

Eine ähnliche Stelle in Virgils Aeneis VI, 324 u. 25 kann hiermit verglichen werden.

Nickte mit dem Haupte. Welche Bewandnis es habe mit dem Hauptnicken des Zeus, mag uns dieser Gott selbst erklären. Er läßt sich darüber in Homers Ilias — als er der Thetis auf ihr dringendes Bitten versprach, ihren Sohn Achil-

Und jeder Gott und jede Göttin glaubte
Dem höchsten Schwur, der niemals log,
Nie unvollendet blieb und nie betrog.
Es traten aus den Götter Reihen,
Den Herrscher Zeus durch Thaten zu erfreuen,
Hefäst, Diana und Apoll,
Athen' und Ares freudenvoll.
Mit Rosenfingern führt' im Lauf
Die Göttin Eos nun die Tag' herauf;
Bis endlich der erschien, der, wie Kronion wollte,
Den Ehrenpreis ertheilen sollte.

Voll

Achilles, der von Agamemnon beleidigt war, zu rächen — also vernehmen:

Aber wohlan (spricht er zur Thetis), mit dem Haupte dir wink' ich es, daß du vertrauest.
Solches ist ja meiner Verheißungen unter den Göttern
Heiligstes Pfand, denn nie ist wandelbar, oder betrüglich,
Noch unvollendet das Wort, das mit winkendem Haupt ich gewähret.

S. Hom. Il. v. J. H. Voß. I, 520 fg.

Voll Hoheit thront auf goldnem Sitze
Als Richter Zeus, und schleudert Flammenblitze,
Und krachend rollt der Donner hinter drein:
Das soll des Richters Zeichen seyn.

Schnell eilen die Uranionen,
Der Preisvertheilung beyzuwohnen,
Hin zum Olympier
Dem frohen Donnerer.

Mit Ehrfurcht naht dem Richterthron
Gott Ares, zeigt auf seinen Sohn:
„Sieh hier den Alkimos, mir hab ich ihn erkohren;
Er ist mein Zögling, meine Müh' war nicht verloren.
Er schreitet vor, wo Schlacht es gilt,
Kein Feldgeschrey, so laut es sey und wild,
Erschüttert seinen Muth, sein bloßes Helmbuschwehen
Treibt Roß und Mann zur Flucht, vor ihm kann nichts bestehen."

So Ares; und mit sieggewohntem Sinn
Begab er sich an Zeus Kronions Seite hin.

Apoll mit Orfeus trat nun näher:
Er hatt' ihn eingeweiht zum frommen Seher,
Und ihn die Kunst des Citherspiels gelehrt.
„Ein Lied der Weihe,“ sprach Apollo, „sey ihm unverwehrt.“
Er spielt'; es horchten Götter und Göttinnen,
Und unwillkührlich froh auf des Olympos Zinnen
Antworteten die Musen mit Gesang
Auf Orfeus schönen Citherklang.
Er spielt — und in der Höh' des Aetherglanzes
Erwehren die Uranionen sich des Tanzes
Mit Mühe nur, so reizend ist der Ton.
Der Götter hoher Beyfall war des Orfeus Lohn.
Apollo setzte sich zur Reihe
Der Seligen, das Lied der Weihe,
Das Orfeus spielte, tönte fort in seinem Ohr.
Des Wildes Herrscherin, Diana, trat hervor.

Mit Feuerblicken kam sie hergezogen,
Sie trug den pfeilgefüllten Köcher und
den Bogen,
Stand da vor Zeus mit hocherfreutem
Sinn,
Und blickt' auf ihren Zögling hin.
„Kein Waidmann, sprach sie, in den
dunkeln Wäldern
Und keiner in den freyen Feldern
So rüstig und so unverzagt
Wie Lynx, mein wackrer Schüler, jagt.
Heim zieht er beutevoll als Sieger,
Den Löwen würgt er muthig und den
Tiger;
Er spottet nur und lacht
Der ungezähmten Thiere Macht."
Hefäst, der kunstberühmte, hinkte
Herzu, als ihm Kronion winkte:
„Hier, Vater Zeus, betrachte diesen
Schild,
Vom Schilde Herkules ein schönes Ge-
genbild.
Technites schuf aus Erz, das Meer in
Wogen,

Aus Silber den Olympos lichtumzogen;
Mit goldnem Zepter thronet Zeus,
Es horcht die Götterschaar auf sein Geheiß;
Und hoch am Himmel aus der Ferne
Erglänzen Sonne, Mond und Sterne.
Nicht minder schuf er eine Wildnis und zwey Hirten;
Die Rinder suchen sie, die sich verirrten.
Die Drachen auch, die den Laokoon umwinden,
Und andre Bilder sind auf diesem Schild zu finden."

So sprach Hefäst, und eilig hinkt' er hin zum Göttersitz;
Es lächelt Zeus, der schwarze Wolken schaft und Bliz.

Zulezt mit Strahlenaugen kam Athene:
„Kein Gott und keine Göttin wähne,
So sprach bescheiden sie, daß ich den Ehrenpreis
Vor andern zu gewinnen weiß.

Mein

Mein Zögling thut, was Pflicht gebeut, mit Liebe,
Der Seelenadel heiligt seine Triebe;
Er bricht sein Brod den Hungrigen,
Reicht Labetrank den Durstigen.
Den Göttern dankt er seine Freuden,
Getrost zu ihnen schaut er auf im Leiden.
Nie blickt er neidisch hin auf fremdes Glück;
Nie murret er bey eignem Mißgeschick.
Er weiß sich selber zu besiegen;
Ist Freund der Wahrheit, haßt die Lügen.
Er freut sich mit den Fröhlichen,
Und weinet mit den Weinenden."

Hier schwieg Athen'. Es ruft herab vom Throne
Der Richter, freundlich lächelnd ihr und ihrem Sohne:
„Des Menschen höchstes Ziel ist Tugend, Menschlichkeit *),
Nicht

*) Humanität: nicht Schwäche und Hinfälligkeit.

Nicht Jagd, noch Kunst, noch
Krieg und Streit.
Drum ward' Athenens Lob gesungen,
Den Sternenkranz hat sie errungen!! "
Seit dem ist an des Himmels Höh'n
Der Pallas Ehre stets zu sehn.

Schollmeyer.

V.

Miras und Hadi.

Hilf, Alla Taala*), was soll ich thun? Was ist aus mir geworden! Wie arm bin ich; kaum weiß ich den Hunger zu stillen, kaum die Blöße zu decken. Und Hadi so reich, so glücklich? Wie wunderbar spielt das Schicksal mit den Sterblichen! Miras trachtete nach Schätzen, und verlor sein Hab' und Gut; Hadi bat Alla um Weisheit und Mäßigung, und ward mit Gütern gesegnet. — Das will ich thun, aufmachen will ich mich, will zu Hadi gehn und

*) Alla Taala. So nannten die Araber ihren höchsten Gott, und verstanden darunter den ganzen gestirnten Himmel.

und — ihm als Sclave dienen. So sprach Miras, der Verzweiflung nahe, in seinem wogenden Herzen.

Hadi und Miras waren zwey Brüder, und theilten nach dem Tode des Vaters das hinterlassene kleine Erbgut in gleiche Theile; vieles entschieden sie durchs Loos. Miras, voll unersättlicher Habsucht, wähnte sich vom redlichen Hadi betrogen und dachte auf Rache. Einst in einer sternhellen Nacht erschien er, mit einem Dolche bewaffnet, in Hadi's Gemache, den schlafenden Bruder zu morden. Doch Alla ließ den Redlichen nicht ohne Rettung. Den strafenden Händen der Gerechtigkeit entflohen wohnte nun Miras zu Aden, kaufte sich etliche Sclaven und Kamele, und trieb in der Gegend des arabischen Meerbusens Handel. Da er aber nicht thätig und aufmerksam genug war, und aus Golddurst zu viel wagte, gerieth er in Armuth und Elend. So aufs äußerste ge-

gebracht schien für ihn nichts übrig zu seyn, als der Bettelstab oder das Räuberge- werbe. Seine Zuflucht zum Bruder zu nehmen, der, wie er durch Kaufleute erfahren hatte, in glänzenden Umstän- den lebte, war ihm anfangs bedenklich, es fehlte ihm an Zutrauen, auch schämte er sich vor ihm, des vorgehabten Ver- brechens wegen. Miras kämpfte lange mit sich selbst, doch endlich siegte der gute Geist in ihm, und er entschloß sich, wofern er's nicht weiter bringen könnte, Hadi's Sclav zu werden.

Miras setzte sich zu Schiffe, um die Reise nach Eda am rothen Meere, wo sein Bruder wohnte, schneller zu vol- lenden. Wie sehr wunderte sich Miras, als er vom Steuermanne hörte, das Schiff, welches ihn trug, und mit Gold, theuerm Holze, Edelsteinen, Perlen und allerley Specereyen so reich beladen war, gehöre dem großen Kaufmanne Hadi zu Eda, seinem Bruder. Aber noch hö- her,

her, bis zum Erstaunen stieg seine Verwunderung, als er zur Stadt Eda kam, und den prächtigen Pallast sahe, in welchem Hadi wohnte, als er vor demselben das Gewühl der Sclaven erblikte, und die Menge der Kamele und Maulesel. Kaum wagte er es, seine Augen empor zu richten. Voll Schaam stand er da in seiner Niedrigkeit, heftete den starren Blick, wie vom strahlenden Glanze des brüderlichen Glückes geblendet, zur Erde, und konnte sich nicht entschließen, einen Schritt fürder zu gehen, als Hadi, der in dem Verzeichnisse der auf seinem Schiffe angekommenen Fremden des Bruders Namen gefunden hatte, auf Miras zueilte, ihn erkannte, und mit den Worten: „Miras, mein wiedergefundner Bruder!" ihn an sein klopfendes Herz drükte. Miras entwand sich seiner Umarmung, kniete nieder, blikte voll Schaam und Reue auf zu Hadi, und „Bruder!" sprach er, „Vergieb mir! schwer habe

ich gegen Alla und dich gesündiget. Auf dich strömt nun Alla's Segensfülle, und mich trift strafend die Macht seiner Hand." „Sey getrost, mein Bruder! und stehe auf, dir ist alles vergeben. Alla hat das Böse zum Guten gelenket, und wer sich bessert, der wird nicht auf immer verstoßen." So sprach Hadi, führte den Bruder zur glänzenden Wohnung, ließ ihm ein warmes Bad bereiten und neue Kleider geben; und lud seine Freunde und Bekannten zu einem festlichen Mahle ein. „Sehet hier," sprach er voll Freude zu den versammelten Gästen, „dieses ist mein Bruder! er war verloren, und ist nun wieder gefunden." Alle nahmen Theil an Hadi's Freude, und genossen vom Weine und köstlichen Mahle.

„Hadi, welch ein Glanz umgiebt dich!" rief Miras einmal über das andere aus, als die frohen Gäste geschieden waren. Er konnte nicht begreifen,

wie ein Mensch von geringem Vermögen in so kurzer Zeit durch Handelschaft so viel erwerben könne, und fragte voll Verwunderung: „sag mir nur, Bruder, wie und auf was Art bist du so reich geworden?" — Miras fragte vergebens. Hadi schien auf die Frage nicht zu achten, und sprach vom Glücke brüderlicher Eintracht, oder von den Neuigkeiten der Stadt, oder von den Vergnügungen des morgenden Tages. Miras that allerley Fragen an Hadi, und erhielt befriedigende Antworten; so oft er aber nach der Art und Weise fragte, wie der Bruder zu seinen großen Schätzen gelangt sey, so oft blieb Hadi die Antwort schuldig und hub an von andern Dingen zu reden. Vielleicht kannst du morgen über diesen Punkt Licht bekommen, dachte Miras, und fragte nach seiner Schlafstätte. Hadi führte ihn über einen großen Saal, und wies ihm an der Seite desselben sein Schlafgemach selbst an.

Er konnte nicht sogleich einschlafen, und hörte, daß der Bruder alle seine Diener vom obersten bis zum untersten auf dem großen Saale vor sich kommen ließ, sie über die Geschäfte des verlaufenen Tages befragte, und über den nächstfolgenden sprach. Einige seiner Hausgenossen ermunterte er, so fortzufahren und lobte sie, andere tadelte er und ermahnte sie zum Besserwerden und Bessermachen. Nur dann erst, als alle andere im Hause ruhten, schlich auch Hadi zu seinem Schlafzimmer. „Fürwahr eine gute Sitte,“ sprach Miras zu sich selbst, „hättest du auch täglich von deinen Sclaven Rechenschaft gefordert, du wärest nicht so häufig hintergangen worden.“

Er hatte eine schlaflose Nacht. Die mancherley Speisen und Weine, die er Tags vorher genossen hatte, war er seit langer Zeit her nicht mehr gewohnt. Darum erhob sich Hadi von seinem Lager,

als

als kaum der Tag zu dämmern anfing, und erstaunte, da er so früh schon die Stimme seines Bruders vernahm. Dieser ging von einem Schlafgemache zum andern, pochte dreymal an die Thür, öffnete sie dann, und rief laut: „die Morgenstunde hat Gold im Munde!" Durch diesen Zuruf versammelte Hadi seine Hausgenossen auf dem großen Saale, und nach einem kurzen Gebete, das er in aller Namen aussprach, vertheilte er die Geschäfte des Tages, und ermunterte einen jeden, Treue und Fleiß zu beweisen.

Miras, der dieß alles aufmerksam angehört hatte, konnte sich länger nicht halten. Er kleidete sich schnell an, eilte zu Hadi auf den Saal und „Bruder!" sprach er, „du antwortest auf oft wiederholte Fragen kräftig durch Thaten. Nun begreife ich's ganz, wie du in kurzer Zeit so reich wurdest. Hätte ich nur deine häuslichen Sitten früher ge-

gekannt, ich wäre gewiß nicht in Dürftigkeit gerathen." „Früher, erwiederte Hadi, hätten sie vielleicht diesen Eindruck auf dich nicht gemacht."

Kann seyn, sprach Miras; jetzt aber wirkt mit Macht dein Exempel auf mich, und ich kann, weil's zu spät ist, es nicht benutzen. — Warum zu spät? sprach Hadi und that dem Bruder ohne Handschrift beträchtlichen Vorschuß.

Mit Rührung und Dank nähm Miras den Vorschuß an, zog nach Aden zurück, und weil er das Exempel des Bruders mit Weisheit befolgte, so wurde er nicht nur ein reicher Kaufmann, sondern auch ein veredelter Mensch.

Schollmeyer.

VI.

VI.

Sebastian Pflug.

„Selbst der gebildete Mensch, ward auch das
Herz ihm veredelt,
Weilet oft gern in der Hütte, wo schuldlose
Einfalt und Güte
Für den Mangel an Kunst — die nicht selten
die Herzen verenget,
Und mit täuschender Schminke die Flecken der
Seele verbirget —
Ueberreichen Ersatz ihm gewähret! —“

K. Stille.

* * *

Im Vertrauen auf die Wahrheit dieses Ausspruchs wage ich es, auch gebildeten Menschen anzusinnen: ein wenig mit mir in der Hütte eines Landmanns — welchen, so arm er auch war, den-

dennoch alle Bewohner seines Dorfes, wegen seiner ausgezeichneten Rechtschaffenheit und Gutmüthigkeit, achteten und liebten — und in der schmucklosen, doch reinlichen Wohnung eines rechtlichen Bürgers und Handwerkers zu verweilen.

„Allein die gutmüthigen Menschen in ihrer niedrigen Spähre reden eine Sprache, die in den höheren Regionen theils unverständlich ist, theils für die feineren Ohren zu rauh klingt?"

Ich habe gethan, was ich thun konnte und durfte, um das Dunkle verständlicher zu machen, und das Rauhe zu mildern; es versteht sich, ohne den Landmann in einen polirten Städter, und den biedern Handwerker in einen abgeglätteten Höfling umzubilden.

* * *

Sebastian Pflug, war der Sohn eines armen Tagelöhners, welcher in dem Dörfchen Pappenroda wohnte und sei-

seinen Unterhalt sich dadurch verdiente, daß er bey dem reichen Lohgerber der nahe gelegenen Stadt, Adam Große, Jahr aus Jahr ein, als Handlanger arbeitete. Martin Pflug war mit seinem Loose herzlich zufrieden; und darum wurde schon früh in seinem Sohne Sebastian der Wunsch erregt und genährt: auch einmal bey dem reichen Gerber in der Stadt, als Tagelöhner zu arbeiten.

Sebastian hatte an seinem Vater einen recht guten, lieben Vater; der zu Mittage in der Stadt sein Stück trocknes Brod aß, um auf den Abend eine warme Suppe mit Weib und Kind verzehren zu können. Doch sehr oft reichte die gutmüthige Gerberin, Frau Marthe Großin, aus der angefüllten Speisekammer, dem treuen Arbeiter ihres Mannes zu seinem Mittagsbrodte noch eine Zugabe, die Pflug aber nie ganz verzehrte, damit er auf den Abend seiner Frau und seinem Bastian etwas mitzubringen hätte.

Groß

Groß war dann Sebastians Freude, wenn nach vollbrachtem Tagewerke der Vater mit dem Kober kam, voll guten Appetites, unter Erzählungen von Meister Großen und seiner braven Frau, aß; und nun, wenn er bemerkte daß Bastian während seiner Erzählung mehr als einmal große Augen gemacht, und den blechernen Löffel lebhafter zum Munde geführt hatte, hinging, das Stück Kuchen, oder was er sonst für Frau Elisabethen und seinen Bastian aufgehoben hatte, aus dem Kober zu holen. — Da sah Bastian mit Ungeduld dem vierzehnten Jahre entgegen, wo er confirmirt werden sollte, und wo er dann hofte, mit seinem Vater an die Quelle zu kommen, aus der ihm jetzt schon so viel Gutes zufloß.

Doch entschiedener noch als dieß, wirkte auf Bastian der Weihnachts heilige Abend. Denn da brachte sein Vater jedesmal eine große mächtige Stolle

fürs ganze Haus, und noch eine kleine für Bastian mit; auch eine Wachskerze zur Weihnachtsmette, und ein neues Halstuch oder ein paar wollenreiche Handschuh. Wenn nun Pflug erst die große Stolle auf den Tisch gelegt hatte, dann sagte er bey jedem Stückchen, das er herausbrachte: „für dich Bastian, von der guten Meisterin, die schenkt es dir zu Weihnachten!“ Und dabey freuete er sich immer selbst mit wie ein Kind. Dem Bastian funkelten die Augen; und er stolzirte in Gedanken schon unter seinen Cammeraden herum, mit dem neuen Halstuche und den schönen Fingerhandschuhen; und ging in Gedanken nach der Stadt und brachte der Meisterin die ersten Maienblumen, oder den neuen Honig zum Danke; wie er das in jedem Frühlinge zu thun gewohnt war. Indeß machte Pflug das Papier auf, das neben der großen Christstolle lag. Nach diesem Papiere hatte die Frau Pflugin schon seitwärts mit spähendem

Auge

Auge geblikt — sie merkte es wohl, daß hier etwas für sie seyn möchte. Denn auch sie wurde zu Weihnachten nie von der guten Großin vergessen. Da lagen nun entweder ein paar schöne Kastorstrümpfe mit rothen Zwickeln vor ihr, oder ein Festtagshalstuch mit Spizzen; und die Freude der Mutter brachte auch Bastian wieder zu sich selbst und führte ihn mit seinen umherschweifenden Gedanken wieder zu den Geschenken der Gerberin und zu seinen Eltern zurück.

Guter Pflug, wer war jezt glücklicher als du, wenn du dein Weib und Kind so herzlich froh sahst! — Und ihr, schlichte gute Menschen, die ihr alle diese Freuden der armen Tagelöhner Familie schufet, ohne weiter daraus etwas besonderes zu machen, wie mancher, der sich höherer Geistesbildung rühmt, könnte von euch noch lernen: wie man Andern wohlthun müsse, und dürf-

dürfte vielleicht gar Lust bekommen, auch einmal, ohne alle Rücksicht auf das hochverehrte Selbst, Andern einen frohen Tag zu machen, wenn er die entzückte Tagelöhner Familie so gesehen hätte, wie ich sie gesehen habe!

Der brave Gerber, Meister Große, sah auf alle seine Leute, daß es ihnen wohl ging; hauptsächlich aber auf diesen Tagelöhner, der so ehrlich als arm war, und der dabey seine Arbeit mit einer Gutmüthigkeit und mit einer Fröhlichkeit that, die ihres Gleichen sucht! Es war unter andern des Tagelöhners Geschäft, früh die Werkstätte zu öfnen, ehe noch ein Geselle da war. Pflug hatte erst eine halbe Stunde bis hin in die Vorstadt zu gehen, wo der Gerber wohnte; und dennoch fand nie ein Geselle Ursache über ihn zu klagen, daß irgend einmal fünf Uhr in der Werkstätte nicht alles in der Ordnung gewesen wäre! Das wußte Meister Große,

und hatte noch vielfältige andere Proben von der Treue, dem Fleiße und der Pünktlichkeit seines Tagelöhners. Darum rufte er ihn denn jederzeit am Weihnachts heiligen Abend besonders zu sich und gab ihm, außer dem gewöhnlichen Geschenke, noch ein kleines Goldstück mit dem Zusatze: „Da hier Pflug, ich weiß daß ihr gern etwas für Bastian aufhebt! — Nun, Gott erhalte euch gesund; und kommt und trinkt auf den zweyten Festtag den Kaffee mit in meinem Hause!“

Dieß Goldstück, machte die glückliche Mutter und den glücklichen Vater, in Rücksicht auf Bastian, noch glüklicher; und in Bastians Seele stand der Vorsatz vest und unerschütterlich: „Daß er nie andere als Tagelöhnerarbeit bey dem reichen Gerber, Meister Großen thun wolle!“

Die größte Lust war es für ihn, wenn er zuweilen in der Gerberey den lee-

leeren Schiebebock seinem Vater nachfahren, oder irgend sonst wo mit angreifen durfte. Kam dann etwa gar Meister Große dazu und fragte: „Nun, Bastian, gehts bald? Willst du auch bey mir arbeiten wie dein Vater?“ Ja, dann konnte seine Freude nicht höher steigen; mehr als einmal antwortete er aus voller Seele: „Ja, ja!“

Sebastian war zwölf Jahr alt, da nahm ihn sein Vater das erstemal mit zum Lohballspringen. Vier volle Tage sah er da das glückliche Leben der Gerber mit an, wie es sein Vater zu Hause oft geschildert hatte! Er genoß es jetzt zum Theil selbst mit, und glaubte sich darüber in eine andere Welt versetzt. —

Hoch fühlte er sich geehrt, daß er in Gesellschaft der Gerbergesellen an dem Frühstück Theil nehmen durfte. Da saßen der Vater und er, wenn gleich unten an, doch mit in der Reihe, wo jedes das Recht hatte von allem, was

da war auf den Tisch gesetzt worden, zuzulangen.

Den dritten Tag kamen einige fremde Gerbergesellen mit zum Frühstücke, und erzählten sehr viel von ihren Wanderungen; und die in Arbeitstehenden Gesellen fragten sie um das, was sie nicht mit erzählten, und erkundigten sich nach ihren Vettern, Freunden und Bekannten, die auch in der Fremde waren. Da merkte Meister Große, daß Sebastian kein Auge von den Gesellen wegwende; und als sie fort gingen und Bastian ihnen noch lange nachsah, da sagte er zu ihm: „was gilt's Baschen, du möchtest auch ein Gerbergeselle werden?"

Bastian stand wie aus den Wolken gefallen! Noch war sein stolzester Gedanke nur der gewesen: wie sein Vater einmal des Gerbers Tagelöhner zu werden; und nun, gar Gerbergeselle? — Es war zu viel für Bastian, und er

konn-

konnte den kühnen Gedanken nicht fassen! Aber gleichwohl sagte er sich auch wieder: „Meister Große hat dich selber gefragt; also, es muß doch möglich seyn, daß du ein Gerbergeselle werdest!“ — Scherz oder Ernst, daran konnte Sebastian nicht denken. Von Stund an stand er nun als Gerbergeselle sich selbst unaufhörlich vor den Augen.

Die Aeußerung des Meister Große aber, die in die Seele des Knabens so tief eingedrungen war, hatte auch seinem alten Vater das Innere gleich einer aufgehenden Sonne erleuchtet! „Dein Sohn, dein Baschen, einmal — mehr noch als du, nicht des Gerbers Tagelöhner, ein Gerbergeselle.“ — — Und noch heute faßte er, in der Freude und Entzückung über diesen Gedanken, einen Entschluß für das künftige Glück seines Sohnes. Wöchentlich wollte er, von diesem Tage an, etwas bestimm-

tes von seinem Lohne stehen lassen, und weder dem Meister, noch seiner Frau sagen, zu welchem Behufe er das thäte? „Vielleicht hilft dieß Ersparte Baschen einmal mit zum Gerbergesellen machen!" So dachte der gute Vater. —

Nicht so außer sich, als er über den neuen kühnen Gedanken, den Meister Große seiner Seele gegeben hatte, gewesen war, Sebastianen zum Gerbergesellen zu machen, wurde seine Frau, als er ihr am Abend erzählte: was sich heute mit Baschen begeben habe! Und dieß kam daher: weil sie sich selbst schon mehrmals die Möglichkeit gedacht hatte, daß aus Bastian wohl etwas werden könnte! Sie hatte ihn immer um sich, sie kannte seinen Trieb zur Thätigkeit; seine Ordnungsliebe; seine Willigkeit im Ueberrechnen kleiner Geschäfte; seine Pünktlichkeit in Vollbringung derselben; seinen Gehorsam, seine Liebe zur Wahrheit, seine Frömmigkeit. Ueberdieß hat-

te sie es sich mehr als einmal von Andern und auch einigemal von dem Herrn Schulmeister selbst sagen lassen: daß Sebastian der beste Knabe in der Schule wäre — und sie war ja seine Mutter.

Der alte Meister Große starb und wurde von den Seinigen, von allen seinen Leuten und insbesondere von seinem Tagelöhner aufrichtig beweint. Sein ältester Sohn wurde Meister und trieb für die Mutter die Gerberey fort. Zweymal hatte dieser den Verdruß, kaum angenommene Lehrlinge wieder entlassen zu müssen, weil sie gar zu ungeschickt und dabey bösartig waren. Dieß war das erste Unangenehme, das ihm nach den übernommenen Geschäften begegnete; darum sprach er denn auch in Gegenwart seiner Leute mehr darüber und machte viel mehr Aufhebens davon, als es die Sache im Grunde werth war. Sebastian war damals vierzehn Jahr alt und unlängst mit confirmirt worden.

Er war groß, gesund und stark; hatte sich bey der Arbeit immer nicht übel angelassen und sich hauptsächlich sehr willig und dienstfertig gezeigt.

Da rückte denn, so von weitem her, der alte Martin Pflug, sein Vater, gegen den jungen Meister Christoph Große heraus: ob er es nicht mit Baschen versuchen und ihn in die Lehre nehmen wolle? So lange als ich noch fort kann, setzte er hinzu, will ich gern meinen Fleiß verdoppeln oder weniger Tagelohn nehmen. Auch will ich gern alles bringen was ich gesammelt habe, und was ich zeither von meinem Lohne so habe stehen lassen, das mögen Sie auch dazu rechnen, so kommt ein artig Lehrgeld zusammen, damit Sie keinen Schaden von dem Jungen haben. „Ach wenn mein Baschen ein Gerber würde, ich wüßte nicht was ich vor Freuden thäte!" — So rufte er noch mehr als einmal für sich aus.

Es läßt sich überlegen, sagte der junge Meister Große; wir haben bis zum Fastnachtsquartal freilich nur noch wenige Wochen und bis dahin müßte es doch entschieden seyn, daß ich ihn könnte mit aufdingen lassen. Ich will es überlegen! — Wer war froher als Pflug, daß nun die Sache mit Bastian, über welche er Jahrelang im Stillen gebrütet hatte, in den Gang gebracht und in Ueberlegung genommen werden sollte. Das gab einmal einen glücklichen Abend für Martin Pflug, seine Frau und für Sebastian! Der Herr Schulmeister mußte heute dazu kommen, damit er es nun auch höre, wie es mit Baschen in Zukunft werden sollte; denn der hatte es ja immer gesagt: aus dem Sebastian wird etwas, er ist mein bester Schulknabe! Und von welchem dieser Schulmeister dieß sagte, da hieß es nicht etwa so viel, als: er ließt daß es geht wie eine Wassermühle, lernt alle mögliche auch noch so große Aufgaben,

ben, ohne ein Wort zu verfehlen; nein! bey diesem wackern Schulmeister hieß, er ist mein bester Schulknabe, so viel: er faßt nicht blos Kenntnisse mit dem Gedächtniß auf, sondern er weiß sie auch zu ordnen und anzuwenden; und ist so auf dem geraden Wege nicht blos ein rechtlicher, sondern auch ein pflichtliebender, tugendhafter Mann zu werden; der das Sittengesetz überall als den ersten und obersten Gebieter über sich anerkennt und der sich von seinen Forderungen durchaus und in allen Fällen leiten lassen will.

Nach drey Tagen rufte Meister Große seinen Tagelöhner Martin Pflug zu sich und sagte: „hört, Martin, ich habe mir die Sache überlegt. Einen Lehrling kann ich brauchen; Ihr habt meinem Vater so lange treu gearbeitet, ich will es mit Euerm Bastian versuchen. Doch Lehrgeld nehme ich von Euch nicht; gebt mir dagegen Sebastian auf vier

Jahre,

Jahre, so mag es gut seyn! Schlägt er aber ein, nun so gebe ich ihn auch mit drey Jahren frey und lasse ihn noch auf meine Kosten lossprechen und zum Gesellen machen.“

Da weinte der alte Pflug vor Freude: „in Gottes Namen, lieber Meister Große, in Gottes Namen, wie Sie es, ohne Ihren Schaden, für Bastian am besten finden, so machen Sie es! — Ach, wenn das Ihr seliger Vater wüßte, daß ich nun diese Freude an meinem Kinde erleben soll; der gönnte mir es gewiß von Herzen! Gott vergelte es Ihnen, was Ihr Vater an mir gethan hat; und Ihren Kindern, was Sie an meinem Baschen thun!“

Als zum Fastnachtsquartal der junge Meister Große mit Sebastian Pflug aus Pappenroda in die Versammlung der Meister kam, um seinen Sebastian Pflug als Lehrling aufdingen zu lassen; so wider:

dersetzten sich seinem Vorhaben viele von seinen Mitmeistern und wollten den Bauersjungen nicht annehmen. Hauptsächlich aber war ein gewisser Sigesmund Hartmann so dagegen, daß er alle versammelte Mitmeister in Aufruhr brachte.

Da erbat sich, nach langem Streite, Meister Große von dem regierenden Obermeister die Gunst um Stille, damit es ihm nun auch vergönnt bliebe ein paar Worte für sich, in Absicht seines Vorhabens, ruhig vorzubringen; da seine Gegner nun lange genug wild durch einander gesprochen hätten.

Der regierende Obermeister gebot Stille und forderte den Mitmeister Große auf, seine Sache nochmals vorzutragen. Große nahm nun das Wort: „Es ist nach unsern Innungsartikeln (die meinen sämmtlichen Mitmeistern so gut, ja noch besser bekannt sind wie mir,

da

da viele von ihnen älter sind als ich) jedem Meister vergönnt, Kinder von ehrlicher Herkunft, unter gewissen Bedingungen als Lehrlinge aufnehmen zu lassen. Die Herren Obermeister aber haben sich verbindlich gemacht, unsere Artikel zum Besten des Handwerks aufrecht zu erhalten; also müssen sie auch mich schützen, da ich von dem Rechte, das jeder meiner Mitmeister hat, Kinder von ehrlicher Herkunft als Lehrlinge aufdingen zu lassen, jetzt Gebrauch machen und den Sebastian Pflug als Lehrling einschreiben zu lassen gesonnen bin. Ich weise dazu die nöthigen Zeugnisse hier auf, und bin bereit, für meinen Lehrling das Gewöhnliche an Einschreibegebühren und dergleichen zu zahlen, wie ich es schuldig bin, nach Handwerksgebrauch. Wollen die Herren Obermeister mir dieses nicht verstatten, und mir zu meinen Rechten, die ich, als Mitmeister so gut wie jeder andere habe, nicht verhelfen; so bin ich hier weiter

ter nichts nütze. Ist aber mein Gesuch unsern Artikeln gemäß; so bitte ich die Herrn Obermeister es statt finden und den Sebastian Pflug als Lehrling einschreiben zu lassen. Der ich übrigens bereit bin, jedem meiner Mitmeister Rede zu stehen, der die Sache weiter zu suchen gesonnen wäre."

Das wirkte; und es wurde nun von den Obermeistern ernstlich Anstalt gemacht, daß Sebastian eingeschrieben und der Zunft als Lehrling vorgestellt werden sollte.

Da nahm Sigesmund Hartmann noch einmal das Wort und sprach: „Mit Gunst, Ihr Herren Obermeister, mit Gunst, sämmtliche Mitmeister! Wenn es nun durchaus einmal ein Mitmeister über sich nehmen will, uns unsere künftigen Tagelöhner förmlich auszulernen; so haben wir alle nichts dagegen! Ja, es wird das für uns und für unsere

Nach-

Nachkommen den größten Nutzen haben. Denn ein gelernter Tagelöhner mag leicht besser zu gebrauchen seyn, als der erste beste, den man sonst woher nehmen muß; und mag mitunter einen Gesellen entbehrlich machen." — Dabey blickte er spöttisch und hohnlächelnd auf den Mitmeister Große, und sah dann triumphirend die übrigen Meister an, die ihm fast alle, der eine auf die, der andere auf jene Art lauten Beyfall zollten. Denn Hartmann galt für einen Mann von Einsichten, der ein Wort mit Nachdruck zu sprechen wisse, und jedem die Wahrheit sage.

So wurde denn nun die Sache abgethan; Sebastian herein gerufen, mit Vor- und Zunamen auf vier Jahre als Lehrling eingeschrieben und dann mit guter Lehre und Ermahnungen zur Treue und zum Fleiße, die er mit einem Handschlage dem regierenden Obermeister geloben mußte, entlassen.

Seba-

Sebastian war als Lehrling glücklich; und der alte Martin, sein Vater, verrichtete nun noch einmal so froh seine Arbeit und war in seinem Schöpfer vergnügt, wenn er des Abends seiner Frau erzählte: „wie Meister und Gesellen mit dem Lehrburschen so wohl zufrieden wären" — denn so nannte er von nun an seinen Sohn mit einer Art von Eitelkeit, die dem väterlichen und mütterlichen Herzen unbeschreiblich wohl that! — „Da denke nur hin, Bethe," setzte er eines Abends hinzu, „als ich heute über den Hof gehe, so steht der Lehrbursche und schleift ein Eisen und der Meister dreht ihm den Schleifstein! Ich kann mich nicht genug wundern: daß der Meister dreht (denn das Drehen ist eigentlich Tagelöhner-Arbeit) und der Lehrbursche schleift. Da sagte aber der Meister — und es war mir nicht anders, als ob ich seinen seligen Vater hörte, er wird ganz wieder wie der war! — „ich, Martin, ich kann mir

mir meine Eisen schleifen; aber euerm Baschen bin ich es schuldig, zu zeigen, wie er es lernen soll.“ — Ja, das heißt mir ein Meister, unserm Baschen seiner!“

In der That, Hartmanns Aeußerung, mit welcher er den jungen Meister Große kränken wollte, hatte diesen höchst aufmerksam gemacht, so: daß er mit Bastian nun alles sehr genau nahm, damit er einmal ein rechter Gerbergeselle heißen sollte. Und so brachte dieß dem Sebastian den größten Vortheil, womit man ihm hatte schaden wollen.

Schon im dritten Jahre arbeitete Sebastian mit dem besten Gesellen um die Wette, und der junge Meister Große war stolz auf seinen Bauerjungen, wie man immer noch beleidigend seinen Lehrling genannt hatte.

Da sagte er ihm denn eines Sonntages nach Tische: „Bastian, ich habe dei-

deinem Vater versprochen, dich nach drey Jahren lossprechen zu lassen, wenn du das Deinige gelernt hättest; da du mir doch eigentlich vier Jahre stehen solltest. Ich halte mein Wort! Und da du jetzt im dritten Jahre schon nicht mehr den Namen Lehrjunge verdienst; so lasse ich dich zum Pfingstquartal lossprechen, damit du dich kannst znm Gesellen machen lassen. Dann steht es bey dir, wie du dein Glück weiter versuchen willst, ob hier in der Stadt bey einem andern Meister oder in der Fremde. Was gelernt hast du; fort kommst du hier, wie überall! — Da sind zwölf Thaler, laß dir einen Ueberrock und noch einige andere Kleidungsstücke machen, damit du als Geselle auch in einem Gesellenanzuge erscheinest."

Sebastian war außer sich; und wußte nicht ob er sich freuen, oder ob er weinen sollte. Der Geselle entzückte ihn! Aber der Gedanke an Abschied von sei-

seinem braven, guten Meister hatte für ihn sehr viel schmerzliches!

Es kommt dir etwas unverhoft, wie ich sehe, lieber Bastian, setzte sein Meister hinzu, aber eben dieß ist mir ein Beweis: daß du das werth bist, was ich an dir thue. Bleibe so brav, wie du bey mir gewesen bist, und Gott wird dich gewiß nicht verlassen! — Gehe hinaus und sage deinem alten Vater, was ich mit dir vor habe.

Da weinte Sebastian und drückte seinem Meister erst die Hand, und dann ging er mit seiner fröhlichen Botschaft zu seinen Eltern nach Pappenroda.

— „Nein, Bastian, nein! Um alles in der Welt — nein, daraus wird nichts, daraus kann nichts werden; das geht nicht! Baschen, du bringst deinen alten Vater mit Leid in die Grube, wenn du mir nicht den Augenblick sagst, was du angestellt hast, daß dich dein Meister nicht länger haben will, bey dem ich, und bey dessen Vater ich schon so lange Jahre

gewesen bin!" — So klagte der alte Martin Pflug, und konnte sich noch weniger in das Glück seines Sohnes finden, als dieser sein Sohn selbst.

Nur der Mutter gelang es nach langem Reden, dem alten Martin den Gedanken zu benehmen, als ob sich Baschen bey seinem Meister nicht gut aufgeführt habe; der Mutter, die sich darum eher in alles fand, weil überhaupt Mütter sich eher zu viel, als zu wenig Erwartungen von ihren Söhnen machen.

„Martin," sagte sie, „so siehe doch nur hier die zwölf blanken Thaler zu Tuch zu einem Rocke und zu andern Kleidungsstücken an, die Baschen von seinem Meister geschenkt bekommen hat; und ich frage dich: wo denkst du denn hin, daß Baschen sich nicht gut sollte aufgeführt haben? Giebt man einem wohl zwölf Thaler, der sich nicht gut aufgeführt hat?" — So gelang es ihr, den Vater zu besänftigen und ihn noch heute für die

an

an dem Sohne erlebte Freude empfänglich zu machen. — Nun ging sie hin, legte das Kucheneisen ins Feuer, bestrich die Seiten desselben mit Speck, rührte den flüssigen Teig um, zählte drey Löffel voll davon ins Eisen und buck Eisenkuchen, wie sie es bey sehr frohen Ereignissen zu thun gewohnt war.

Lange waren so fröhlich in ganz Pappenroda keine Eisenkuchen gebacken und gegessen worden wie diese! Und dabey wurde ausgemacht: daß Baschen sich zwar, nach dem Willen seines Meisters, sollte zum Gesellen machen lassen; jedoch unter keiner andern Bedingung als: daß er bey seinem Meister noch volle dreyviertel Jahre, und also bis Ostern des kommenden Jahres als Geselle fortarbeite und dann erst sein Glück weiter versuche.

Aber auch nach diesem Beschlusse wiederhohlte der alte Martin noch mehr als zehnmal sein Wort: „Baschen, wenn es mir nach ginge, so solltest du dich alle

dein Lebelang nicht von deinem Meister wegmachen!" —

Meister Große nahm den Vorschlag an, als Bastian mit seinem Vater ihm sagte: daß er sich wohl zu Pfingsten wollte zum Gesellen machen lassen; aber unter der Bedingung: daß er noch bis Ostern bey seinem guten Meister fortarbeiten dürfe. Ja, sagte Meister Große, ich bin das auch zufrieden; doch unter keiner andern Bedingung behalte ich dich Baschen, als für Gesellen-Lohn.

Das Pfingstquartal kam heran, Sebastian wurde losgesprochen, und da sahe denn nun Meister Große im Handwerke triumphirend die von seinen Mitmeistern an, die ihn ehemals Sebastians wegen so gekränkt hatten; und er konnte sich die Freude nicht versagen es laut zu erzählen: unter welchen Bedingungen Sebastian nun auch noch als Geselle bey ihm fortarbeiten würde — denn man hatte ihm lange den Lehrling, der es mit dem besten Gesellen

in der Arbeit aufnehmen konnte, nicht mehr gegönnt.

Sebastian kam nun als Geselle seinem rechtschaffenen Meister um vieles näher. Große hatte es zwar immer väterlich mit ihm gemeint; aber Sebastian konnte sich dennoch in seiner Lehre einer gewissen Schüchternheit gegen ihn nicht erwehren. Diese fing sich jetzt an etwas zu verlieren, und Sebastian und sein braver Meister wurden gute Freunde.

„Folge du mir" sagte Meister Große, „und gehe du Ostern will's Gott in die Fremde, und versuche dir weiter etwas; ich kann mit dir bestehen! Für deinen ersten Meister will ich schon sorgen. Und — höre: ich hätte längst einen Gehülfen in der Messe brauchen können, Michaelis sollst du mit mir nach Leipzig zur Messe reisen; gieb acht, das wird dir gefallen! — Wiewohl ich dir nicht rathen möchte, daß du gleich in Leipzig Arbeit nähmest; besser du ver-

versuchst es erst an einem kleinern Orte eine Weile. — So redete Meister Große mit seinem Gesellen, wie ein Vater mit seinem erwachsenen Sohne, oder wie ein älterer Freund mit dem jüngern lieben Freunde redet.

Dem Sebastian ging in der Leipziger Michaelismesse eine neue Welt auf! Nein, so hatte er es sich nicht denken können, so lebhaft auch die Schilderungen gewesen waren, die ihn sein Meister von den Leipziger Messen gemacht hatte! Unbeschreiblich war der Eindruck, den sie auf ihn machte. — Nun wurde den ganzen Winter, so oft er mit seinem Meister allein war, von nichts anders gesprochen, als seinen bevorstehenden Wanderjahren. Sein Meister gab ihm die besten Lehren; und von Sebastian wurde die Reise allemal in Gedanken über Leipzig gemacht.

Indeß rükte die Ostermesse heran; die Waaren wurden gepakt; Sebastians

Bündel geschnürt (die ältern erfahrnen Gerbergesellen halfen) und dem Fuhrmann mit gegeben, der seines Meisters Fracht bekommen hatte. Sebastian nahm Abschied, erst in der Stadt, dann in Pappenroda; und am längsten blieb er da bey dem wackern Schullehrer, der ihm noch manche gute Lehre mit auf den Weg gab, die Sebastian befolgte und wodurch er gescheuter, besser und immer glücklicher wurde.

Da war er denn nun zum zweytenmale mit seinem Meister glücklich in Leipzig angekommen. Die Meßgeschäfte nahmen ihren Anfang und alles ging dießmal vorzüglich gut. Ja auch das gelang dem jungen Meister Große: daß er seinem Gesellen einen recht guten Meister in Cahla verschaffen konnte, mit dem er ehemals selbst in der Fremde zusammen gewesen war.

Lebe wohl, mein guter Bastian — so sprach der biedere Große unter herzlichem

lichem Händedruck — und bleibe brav und gut! Bis zu Michaelis bleibst du in Cahla, dann kommst du wieder mit nach Leipzig, unterstützest mich in der Messe, arbeitest dann hier den Winter durch, oder gehst nach Dresden — nun da sind wir uns nahe und sehen uns immer noch einmal wieder, denn das ist mein Wunsch. — Lebe wohl, lieber Bastian, leb' wohl! Michaelis sehen wir uns hier wieder! —

So schieden sie von einander; aber Sebastians Herz blieb zum Theil zurück bey seinem braven Meister, dem er für alle Liebe und für alle Freundschaft zu danken zu schwach gewesen war, und dem er darum nur sprachlos den herzlichen Händedruck hatte erwiedern können.

Sebastian war in der Fremde glücklich; er blieb gesund, es ging ihm wohl und er schrieb seinen Eltern und seinem Meister manchen schönen Brief, den sein Vater und seine Mutter, und wenn

sie auch noch so gut Geschriebenes gelesen hätten, dennoch vor Thränen nicht würden haben lesen können. Da mußte der Herr Schulmeister kommen, ihm war, als Propheten über Bastian, die Freude des Vorlesens aufbehalten. Mit innigem Vergnügen bemerkte er während dem Lesen seine Schriftzüge, in den Zügen seines Schülers. Doch wenn er an den Punkt kam, wo Sebastian namentlich seines Lehrers gedachte, da gingen auch ihm die Augen über; er weinte mit den beyden Alten und freute sich in seiner Seele: daß nicht blos die Hand, nein, auch der Geist und das Herz des Schülers Aehnlichkeit von dem seinigen bekommen habe. Ja, wiederhohlte dann aufs neue der alte Pflug, Sie haben es immer gesagt: daß wir Freude an Bastian erleben würden, und nun trifts ein, Herr Schulmeister!

Hatte Martin Pflug jederzeit große Augen gemacht, wenn der Herr Schulmei-

meister oben zu lesen anfing: „Dres-
den, Berlin, Prag, Wien u. s. w.
und erstaunte er über den Muth des
Sohnes, der sich so weit weg wage; so
klagte die Mutter dagegen ängstlich:
ach, wenn er sich nur vor den Solda-
ten in Acht nimmt! — Dann erfuhr
es aber auch das ganze Dorf, wie es
mit Baschen in der Fremde ginge?
daß ein Brief angekommen sey; wo er
hergekommen und wo Baschen nun in
Arbeit stehe? Dieß ging dann von Mund
zu Munde.

Nach Verlauf von sechs Jahren, die
Sebastian in der Fremde gesund an
Seele und Leibe zugebracht und sich
manche nützliche Kenntnisse, besonders
auch im Betreff der Gerberey einge-
sammelt hatte; schrieb er seinen Eltern:
„daß er gesonnen sey im nächsten Herb-
ste seine Heimath nun wieder zu su-
chen." Das war eine erwünschte, will-
kommene Nachricht!

„Bas-

„Baschen kommt auf den Herbst!“ Groß und klein, alt und jung was in Pappenroda wohnte, hörte dieß noch an demselben Tage, an welchem der Brief angekommen war; und — „Gott sey Lob und Dank, setzte der Vater hinzu, daß ich das noch erleben soll!“

Nun so freue ich mich doch doppelt, daß er auf den Herbst kommt, sagte die Mutter, denn da habe ich gerade das letzte Schock Tuch weiß gebleicht, von dem er noch ein Dutzend schöne Hemden bekommen soll. — Und hastig griff sie nach der Gießkanne, um es geschwind noch zu benetzen. Indeß der alte Pflug gestossene Disteln den jungen Gänsen in Kleie rührte, von denen nun Baschen wieder mit Braten essen sollte! Martin war älter und schwächer geworden, und hatte die saure Tagelöhnerarbeit aufgeben müssen. Dieß konnte er um so eher, da er sich durch Fleiß und Sparsamkeit

nach und nach ein kleines Kapital gesammelt hatte. Freilich war dieß Kapital für Sebastian bestimmt; der aber schrieb ihm dieserhalb: „Läßt mich Gott gesund Vater, so wird mir es nun Pflicht, für meine Eltern wieder zu sorgen, wie sie ehemals für mich gesorgt haben. Legt in Gottes Namen also Euer Geld an ein kleines Grundstück und bearbeitet dieses, da Ihr in der Stadt bey dem Meister nicht mehr so fort könnt, wie sonst; damit Ihr in Euern alten Tagen ruhiger leben möget.“ Das hatte er ihm in mehreren Briefen wiederhohlt ans Herz gelegt; und, damit sein Vater sehen sollte es ginge ihm wohl, so hatte er jedesmal ein paar Dukaten mit beygelegt, über welche der Vater dann ausrufte: „Gut, Baschen, du giebst mir das aufzuheben, es ist dein! Ja, dein Vater hebt es dir auf, Baschen!“ — Indeß wiegte mit innigem Vergnügen die Mutter diese Goldstückchen auf der Hand, weil sie vom Bastian kamen.

Im

Im Spätherbste, eben als das letzte Fuder Weiskraut war herein gebracht worden, und die Mutter am Heerde stand für den Abend einen Brey zu rühren, da kam Bastian!

Er kam und der Mutter erstarrte vor Freude die Hand an dem Quevl. — Der Brey würde angebrannt seyn, hätte die Nachbarin sich seiner nicht angenommen. Aber der Vater wiederholte es wohl noch zehnmal: „Seht, seht! habe ich nicht alle Tage gestanden und gestanden und hinaus auf die Straße gesehen; und eben wie ich jetzt das Hühnerhaus zumachen will, da kommt er und ich werde ihn erst da hier auf dem Hofe gewahr!" — Das war aber Ausdruck der herzlichsten, innigsten Freude; und Sebastian möchte gekommen seyn wie, wo und wenn er gewollt hätte, und sein Vater möchte ihn zuerst draußen vor dem Dorfe auf der Brücke, oder wer weiß wo sonst gesehen haben,

er wäre sich in seinen freudigen Aeußerungen sicher gleich geblieben und hätte diese Art des Wiedersehens dann eben so wunderbar gefunden, als jene!

Durch die Vermittelung der Nachbarin kam der Brey bald auf den Tisch, den aber die Mutter heute gar nicht wollte als Abendbrod gelten lassen! Was anderes, was besseres, wollte sie dem wiedergekommenen Sohne bereiten. Das gab Sebastian aber nicht zu! Nichts, sagte er, schmecke ihm heute besser, als das was seine Mutter eben bereitet hätte wie er gekommen wäre, und wobey seiner vielleicht von ihr das letztemal als des abwesenden wäre gedacht worden. Und mit der guten Nachbarin (er ging auf sie zu, da er seine Mutter beruhigt hatte, und reichte ihr die Hand) haltet Ihr es immer noch so, liebe Mutter, daß eine der andern beysteht? Das ist schön! Die gute Frau hat das Abendbrod vollends bereitet,

und wir wollten nun etwas anders essen? Wo doch die gute Mutter in der Freude hat hindenken können! Nicht wahr, Frau Nachbarin, sie nimmt es ihr heute nicht übel? Die Nachbarin konnte nichts thun, als sich über den schönen Gerberburschen freuen, der so gut war! Die Thränen rollten ihr dabey über die Backen.

Sebastians Vater hatte es indeß der ganzen Freundschaft, und vom Herrn Schulmeister an, bis auf den jüngsten Pathen herab verkündigt: „daß Baschen nun gekommen wäre!" Und sie alle waren von ihm eingeladen worden, ohne daß er bedachte, wie dann seine Stube viel zu klein seyn würde. Auch hatte er geschwind noch einen Mann in die Stadt geschickt, der das nemliche dem Meister Große melden sollte.

Das ganze Dorf sprach den Abend von weiter nichts, als von dem aus der Fremde gekommenen Sebastian Pflug;

in den nächst folgenden Tagen mußte Bastian alle der Reihe nach besuchen; und kein Winter war den guten Landleuten in Pappenroda noch so geschwind vergangen als der, wo es immer noch einmal wiederholt wurde, so oft Sebastian kam, wie es gewesen wäre, als er aus der Fremde gekommen. Und ein jeder erzählte dabey wieder aufs neue: wo er damals eben gewesen, was er eben gedacht, gesprochen oder gethan habe.

Den folgenden Tag war Sebastian in die Stadt zu seinem Lehrmeister gegangen. Groß war da die Freude auf beyden Seiten! Nach kurzen Fragen über den und jenen von Großens Bekannten, den Sebastian in der Fremde getroffen haben konnte, kamen sie bald auf etwas bestimmtes.

„Was willst du den Winter anfangen?" fragte Meister Große seinen Bastian. „Bey meinem Lehrmeister arbei-

beiten" antwortete dieser, „wenn er mich braucht."

„Brauchen kann ich dich mehr als zu gut! Aber nein, Bastian, ich habe noch etwas anders für dich im Sinne. Du weißt, daß ich dich nicht mehr lieben könnte als ich dich liebe, und wenn du mein Bruder wärest! Nun siehe, da kommst du eben wie gerufen! Es geht in kurzem ein kleines Gerberhaus los, und das wäre etwas für dich! Ich habe das stärkste Kapital daran, das könntest du antreten und im übrigen ginge ich dir mit einigen Vorschüssen an die Hand. — Denn nach meiner Meinung ist es das beste für dich, wenn du nun bald deine eigene Sache betreibst. Glaube mir, das sind die besten Jahre, von dem vier und zwanzigern an, in denen du jetzt stehst. Fürs Erste wirst du also nun Meister und dazu bin ich dir behülflich. Dann — wird sich ja weiter etwas für dich finden! — und wo

ich dir künftig noch beym Ein- und Verkaufe dienen kann, hier hast du meine Hand darauf, das soll vom ganzen Herzen, willig und gerne geschehen!"

„Lieber Meister," antwortete Sebastian, „kann auch wohl ein Vater mehr für seinen Sohn sorgen als —"

„Keine Umstände," erwiederte jener, ich bin dir nun einmal gut; und so laß es nur seyn!"

Sebastian, der ohne bestimmte Thätigkeit nicht leben konnte, arbeitete den Winter nun wieder bey seinem Lehrmeister, besuchte des Sonntags seine Eltern in Pappenroda und schon zu Ostern war er Besitzer von jenem artigen, für einen jungen Anfänger, der nicht viel hatte, gerade rechtem Gerberhäuschen; und — noch Bräutigam oben drein!

Zu Pfingsten wurde er Meister und am Sonntage nach dem Johannisfeste ließ sich zum erstenmal öffentlich aufbieten: „Der ehrbare Junggeselle und

Gerber-Meister Sebastian Pflug, mit der ehr- und tugendsamen Jungfer Maria Dorothea Stübitzin, der ältesten Tochter eines braven Mitmeisters des Roth- und Lohgerber-Handwerks."

Geld konnte ihm sein Schwiegervater nicht mitgeben; weil der Kinder viel, und das Kapital eben nicht groß war, das er in dem Handel stecken hatte. Dagegen bekam er an seiner Braut ein ganzes Mädchen; schön, gesund, heiter und wohlgemuthet! die es als Frau vollkommen verstand den Haushalt zu führen, und die nebenbey immer noch da mit angrif, wo es eben nöthig war.

Die Hochzeit wurde in Pappenroda gehalten und nächst den Eltern von beyden Seiten, waren Meister Große mit seiner Frau und der Herr Schulmeister Grabemann die Hauptpersonen bey diesem Ehrentage.

Sebastian fing mit wenigem an die Gerberey zu treiben, auf seinem Häuschen hatte er überdieß noch Schulden; aber er trieb sein Geschäft mit Verstand und mit Fleiß, und lebte mit seiner Frau eingezogen und sparsam. Das größte Lebensglück setzte er und seine Frau in eine zweckmäßige und bestimmt geordnete Thätigkeit. Und so gelang es ihm schon in dem ersten Jahre ein kleines Kapitälchen zu erübrigen, durch welches seine Geschäfte neuen Schwung bekamen.

Wenn wir nur erst einmal funfzig Gulden verdient haben, sagte in der ersten Zeit seine Frau bisweilen zu ihm. Und jetzt erlebte sie die Freude, da er seinen Vorrath überrechnet hatte, daß er ihr sagen konnte: wir haben dieß Jahr sechzig Thaler verdient, liebes Weib; siehe, das ist schon mehr als du gewünscht hast! Wenn wir nur gesund bleiben, so wird uns der Himmel schon

weiter helfen. Und das gute Weib sprach heute nach Tische ihr: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich!" gerührter und mit erhöhter Andacht und gab der alten armen Frau, welche etliche mal in der Woche von ihr etwas zu essen bekam, heute auch noch ein paar Groschen Geld dazu.

In der Folge verband sich mit Meister Bastians wohlgeordneter Thätigkeit und strengen Ehrlichkeit auch das Glück, und er fing an ein wohlhabender Gerbermeister zu werden. Sein gutes Einverständniß mit seinem Lehrmeister dauerte fort, und sie fanden gegenseitig durch ihren Umgang einen Zuwachs an Lebensglück und an Lebensfreuden. Nach acht Jahren hatte ihn seine Frau mit zwey Knaben und einem Mädchen beschenkt.

Den einen Knaben hatte sein Schwiegervater, den andern Meister Große aus der Taufe gehoben und bey dem

Mädchen war Meister Bastians Mutter Gevatterin gewesen.

Da wurde ihm sein kleines Gerberhäuschen in jedem Betracht zu enge, er kaufte ein größeres und bey der Gelegenheit kam es an den Tag: daß Meister Bastian ein reicher Mann würde. Freilich fehlte es ihm nun nicht an Neidern, aber sie konnten ihn nicht um den guten Ruf bringen: daß er durch Fleiß, Thätigkeit und kluge Sparsamkeit mit dem Glücke verbunden, auf die allerehrlichste und rechtschaffenste Art zu seinem Vermögen gekommen wäre. Sein guter Ruf gründete sich auf Wahrheit; denn nie hat weder er, noch seine Frau einen Arbeiter gedrückt, oder im Handel jemanden Unrecht gethan; vielmehr mußte man sagen, was seine Gaben an Arme betrift, er ist durch Geben reich geworden! Nicht leicht mag einer zur Armenversorgungsanstalt williger und nach Verhältniß reichlicher ge-

geben haben als er; und dieß that er auch schon zu der Zeit, wo er es selbst noch nicht übrig hatte. Das Mittheilen, pflegte er zu sagen, macht nicht arm; aber der Hang zu kostspieligen, Zeit- und Geldraubenden Vergnügen, der setzt den Handwerksmann zurück!

„Bete und arbeite! Thue al„les zu rechter Zeit; denn Ordnung „vollbringt die Arbeit zur größern Hälf„te! — Verdiene den Feierabend „durch treues Tagewerk! — Er„kaufe keinen fröhlichen Tag „durch traurige Wochen bittrer „Reue! — Siehe, daß die Freu„de in deinem eignen Hause woh„ne.“ Das waren seine Wahlsprüche, die er oft im Munde führte und — pünktlich befolgte.

Einst in einer Frühstunde als Meister Sebastian mit seinen Gesellen und Lehrjungen unter Absingung eines Mor-

genliedes kaum ihr Tagewerk begonnen hatten, kam Sigesmund Hartmann zu ihm. Meister Bastian führte ihn in die Stube; aber — guter Gott, wie gab es ihm da einen Stoß ans Herz; was hörte er da! — Hartmann bot sich, nun, da er alt war, bey ihm zur Arbeit auf Tagelohn an! Und Meister Bastian konnte darüber nur abgebrochen die Worte herausbringen: Ja, Meister Hartmann, ja! — Frau, kommt denn das Frühstück noch nicht? — So setze Er sich doch, lieber Meister Hartmann! — — "

Hartmann hatte bey seinem ansehnlichen Vermögen von jeher mehr gesprochen als gethan; dadurch war er von Jahr zu Jahr zurück gekommen, bis endlich seine ungerathenen Kinder den völligen Ruin seines Hauses beschleuniget und ihren alten Vater dann verlassen hatten. So mußte er denn nun bey dem jungen Meister Sebastian aufs

Tagelohn gehen, der ihm denn auch nie Arbeit versagte und ihm vollen und übervollen Lohn auszahlte, obgleich der von Alter und Gram niedergedrückte Mann kaum Lehrlingsarbeit vollbringen konnte.

Griesing.

VII.

Kindliche Liebe.

Wilhelmi arbeitete als zweyter Secretair im Regierungs-Collegio des Grafen von * *. Durch seine Kenntnisse, Arbeitsamkeit, Ordnung und Pünktlichkeit, erwarb er sich die Achtung des ganzen Collegiums; so wie durch anspruchloses gefälliges Wesen, die Liebe und das Zutrauen der Menschen überhaupt. Doch auf das Höchste wurde er seines reinen schönen Herzens wegen, von denen geliebt, die das, was allein dem Menschen wahren Werth giebt, gehörig zu schätzen wusten, und ihn von dieser Seite näher kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Wilhelmi war, ob ihm

ihm gleich seine Stelle kaum das Nothdürftige gewährte, dennoch zufrieden war gesund, und arbeitete mit frohem Muthe. Sein Leben glich einem heitern Maytage. Freylich hatte er sehr früh schon an seinem biedern Vater eine Hauptstütze verloren; aber, er hatte ja noch eine Mutter die er unbeschreiblich liebte, da sie ihm Mutter im vollen Sinne des Worts war. Sie zu beglücken, ihr den Rest des Lebens angenehm und froh zu machen; das war ihm ein Festtags-Gedanke, der mit ihm aufstand, der ihn überall als guter Genius begleitete, der mit ihm zu Bette ging; ja, der ihn oft, während des stärkenden Schlafes in so manchem schönen Traumbilde entzückte! Er kannte kein größeres Glück, als das: dieser Mutter dankbarer Sohn, und damit alles zu seyn, so wie sie ihm von seiner zartesten Kindheit an alles gewesen war. Und nur in dieser Rücksicht machte es ihm besondere Freude, wenn

ihm

ihm seines Fleißes und seiner Geschick-lichkeit wegen, Beweiße von Wohlwol-len und von Zutrauen gegeben, oder wenn ihm Hoffnungen gemacht wurden, daß er bald sollte weiter befördert wer-den.

Wilhelmis Mutter lebte auf dem Lande bey lieben Verwandten, die sie schätzten. Dort ruhte sie aus nach man-chen Stürmen des Lebens, die gute Mutter, die mit völliger Aufopferung ihres kleinen Vermögens vier Söhne er-zogen, drey davon, alle drey im Jüng-lingsalter, durch den Tod verloren hatte, und nun in dem einzigen ihr übrig gebliebenen ihre drey andern Kin-der zugleich liebte; so wie dieser dage-gegen die Mutter für seine Brüder mit liebte.

Nur wöchentlich Einmal verstatte-ten es seine Geschäfte, daß er einen freyen Nachmittag genießen konnte, und

den brachte er gewiß bey der guten Mutter zu. Er fand sie bey seinen Besuchen jederzeit glücklich; er selbst war es bey ihr in einem hohen Grade. Nur wenn er wieder von ihr gehen sollte, dann übermannte ihn bisweilen ein schmerzliches Gefühl. Es war ihm, als wenn er sich selbst mit seinem dankbaren Herzen nicht mehr genüge; und als ob ihm eine leise Stimme zuflüstere: „Du solltest dich billig nicht mehr von der guten Mutter trennen dürfen!“ Glaubte er aber gar, Spuren von zunehmender Alterschwäche an ihr bemerkt zu haben; o da trieb ihm der Gedanke Thränen ins Auge: daß er vielleicht doch der guten Mutter nicht ganz thätig dankbar würde seyn können! Heißer wünschte er dann früher befördert zu werden. Und wenn er nun wieder von ihr scheiden mußte, ach! da konnte er es nicht verbergen, wie schwer es ihm sey von ihr getrennt zu leben. Die gute wurde zwiefach heiter, um ihrem Sohne

ne den Abschied zu erleichtern. Sie schied auf baldiges frohes Wiedersehn; sah ihm aber lange nach, und oft kehrte der Sohn um, die liebe Mutter zu sehen.

Doch jemehr er sich der Stadt näherte, wo er geschätzt und geliebt wurde, wo ihm so viele schöne Hoffnungen von seinen Gönnern und Freunden waren gemacht worden; desto mehr breitete sich über ihn allmählig wieder ein reiner Himmel aus, der ihm die heiterste Aussicht in die Zukunft gab, so: daß er aufs neue zur Arbeit gestärkt zu Hause ankam, und sich wieder so glücklich wie sonst fühlen konnte.

Am Morgen seines sechs und zwanzigsten Geburtstages meldete ihm der Regierungs-Präsident: „Leibing, (der zeitherige erste Secretair) ist Rath geworden, Sie sollen heute Abend 6 Uhr zu unserm Grafen kommen, um — ja das

warum darf ich Ihnen noch nicht sagen.“ —

„Mutter, o meine Mutter, rufte Wilhelmi: nun wirst du bey mir leben!“ — Das war eine selige Stunde. Ach nur Eine Stunde! Ein zweyter Brief entriß ihm seinen Himmel. — „Wilhelm,“ so schrieb ihm der Verwandte bey welchem seine Mutter gelebt hatte, „Wilhelm, guter Wilhelm! deine Mutter — schlief gestern Abend, wie gewöhnlich ruhig ein. Um Mitternacht erwachte sie, sie fühlte sich schwach, forderte zu trinken, wir alle standen an ihrem Bette, niemand ahnete Gefahr. Da streckte sie mit einemmale beyde Arme aus, und — „Wilhelm!“ dieß war ihr letztes Wort. Sie schloß ihre Augen wie zu dem sanftesten Schlummer; das Gesicht wurde blaß, dann blässer — sie erwachte nicht wieder! — Wilhelm, guter Wilhelm! wir alle weinen mit dir!“ — —

Wilhelmi hatte für seinen tiefen Schmerz weder Worte noch Thränen. Er vergaß alles, er vergaß sich selbst, um dahin zu eilen, wo die Ueberreste der Mutter sich noch befanden.

Da reichte ihm, wie am Ufer des todten Meers stehend, der junge Prediger des Orts, sein Freund, der ihm entgegen gegangen war, die Hand; mit dem Zurufe: „Komm, dort bedürfen sie deiner jetzt mehr als je; komm, daß wir sie trösten!“ Er zeigte dabey nach dem Dorfe hin, wo die Verwandten wohnten, umarmte seinen leidenden Freund und weinte. Wilhelmi sank ihm ans Herz, und an dem Herzen des theilnehmenden Freundes fand sein Schmerz Thränen und Worte.

„Ja, Freund, ich habe viel, unersetzlich viel verloren! — Die Mutter, die mein Herz bildete, und meinem Herzen unaussprechlich wohlthat —

die

die Mutter, die sich einst das Nothdürftige versagte, um mir und meinen Brüdern geben zu können! Wer liebt mehr, als eine Mutter! — Und ich konnte ihr meine Dankbarkeit nicht beweisen! —

Ach, weil du arm gebohren,
Stehst du so oft mit leerer Hand,
Dankbarer Mensch im Pilgerland,
Wo Liebe dich erkoren!

Was kann ich thun, als eine Blume ihr auf's Grab pflanzen. Und wird sie gedeihen die Blume, die, statt des Thaues, mit Thränen befeuchtet wird."

So klagte Wilhelmi; und sanft tröstete sein Freund:

Beruhige dich, Lieber, du warst sehr dankbar, und hast dem mütterlichen Herzen oft, oft durch dein liebevolles dankbares Herz wohl gethan. O daß alle Kinder am Grabe der Eltern sich das Zeugniß geben könnten,

ihr-

ihre kindlichen Pflichten so wie du erfüllt zu haben! Glaube mir, es will nicht viel sagen, von dem Ueberflusse etwas abzugeben; weit mehr ist es, wenn der Arme seine kleine Gabe freundlich mit dem Armen theilt. Die Blume, welche das liebende Herz darreicht, gilt dem gleich liebenden Herzen weit mehr, als der Kranz, den liebeleere Eitelkeit mit Diamanten ausschmückt. —

Der tröstende Freund begleitete ihn ins Trauerhaus, und folgte an seiner Seite der Bahre. Am Grabe versuchte Wilhelmi noch einige Worte zu reden, noch einen Dank auszusprechen; aber er konnte nur weinen. Siehe, sprachen die umstehenden Landleute, wie hat er sie so lieb gehabt! —

Erst bey der Rückkehr in die Stadt dachte er daran: daß er ohne Erlaubniß der Vorgesetzten sich entfernt habe, und ging

zum

zum Präsidenten, sich deshalb zu entschuldigen. Der Präsident fand die Entschuldigung vollgültig, bedauerte aber eben deswegen um so mehr, daß sie zu spät käme, weil der Graf, über seine willkührliche Entfernung aufgebracht, einem andern das erste Secretariat übertragen habe.

Wilh. Ich gönne die Stelle jedem, der sie gut verwaltet; und der vielleicht etwas mehr Einnahme bedarf, als ich nun bedürfen werde.

Präs. Aber besser wäre doch besser. Hätten Sie mir nur ein Wort sagen lassen.

Wilh. Ich hätte daß gewiß gethan, wenn ich dran gedacht hätte.

Präs. Aber eben daß Sie daran auch nicht dachten; das —

Wilh. Herr Präsident, in meinem fünften Jahre nahm mich eine Tante, die damalige Pfarrerin zu Kotta, mit sich aufs Land, um durch die

Entfernung des kleinen unruhigen Knabens der guten Mutter, die sich so eben von einer überstandenen Krankheit zu erholen anfing, einige Erleichterung zu verschaffen. Auf dem Lande bekam ich die Blattern mit einem so heftigen Anfalle, daß der Arzt selbst für mein Leben fürchtete. So wie meine Mutter dieß hörte, eilte sie zu Fuß nach Kotta, fand zu ihrer Freude mich wieder außer Gefahr, sie selbst aber fiel in die vorige Krankheit zurück, von welcher sie erst nach mehreren Wochen zur Genesung gelangte. Aber, sagte damals der Arzt der Genesenden mit freundschaftlichen Vorwürfen: „ich hatte Sie wiederholt gebeten, Sie möchten sich meines Wagens zu kleinen Spazierfahrten bedienen; warum haben Sie nun von diesem Erbieten auf dem Wege nach Kotta keinen Gebrauch gemacht?“ — „Gewiß,

antwortete meine Mutter, würde ich es gethan haben, wenn ich daran gedacht hätte." — „Und daß Sie nicht daran dachten — gestehen Sie es, daß war ein wenig unfreundschaftlich." — Lieber Herr Doktor! sprach da meine Mutter, konnte ich bey dem Gedanken an den Tod meines Kindes an mich und meine Gesundheit denken?

Herr Präsident, erlauben Sie mir es, zu meiner Entschuldigung sagen zu dürfen: auch ich konnte bey dem Gedanken an den Tod meiner Mutter nicht an mich und meine bürgerlichen Verhältnisse denken.

Präs. Sie sind bey mir gerechtfertigt, und ich hoffe, Sie sollen es auch bald bey dem Grafen seyn.

Diese Hoffnung täuschte nicht. Der Graf urtheilte: man könne mit Zuversicht erwarten, daß ein Mensch, dem seine kindlichen Pflichten heilig wären,

auch als Bürger des Staats seine Pflichten mit gewissenhafter Treue erfüllen werde. Er machte Wilhelmi zu seinem Geheimen Secretair, bewieß ihm vorzügliches Zutrauen — und fand sein Urtheil durch die Erfahrung bestätigt.

Griesing.

VIII.

Ueber die Verbindung des Schönen mit dem Nützlichen in der Natur.

Mit unverkennbarer Güte und Milde ist durch die Einrichtungen der Natur für die Erhaltung des Ganzen und für die Stillung der mannichfaltigen Bedürfnisse aller derer Geschöpfe gesorgt worden, welche mit eigener Empfindung sich ihres Daseyns bewußt werden; so, daß es scheinen könnte, als ob die ganze Thätigkeit der Natur blos auf die Hervorbringung des Nützlichen beschränkt sey. Aber wer erstaunt nicht, wenn er bemerkt, welche namenlose Reitze über die Natur verbreitet sind, wie fast über-

all

all das Schöne mit dem Nützlichen Hand in Hand geht, auf das innigste damit verbunden ist.

Der menschliche Körper selbst ist auf das zweckmäßigste für seine nächste Bestimmung auf Erden eingerichtet; zugleich aber — vorausgesetzt, daß er nicht durch Unglücksfälle, Krankheiten, Verwahrlosung oder gar durch Laster verunstaltet wurde; — gehört er in seiner aufrechten Stellung, mit dem Angesichte, auf welchem Seelengüte sich auszudrücken, mit dem Auge, welches edle Empfindungen auszusprechen vermag, zu den vollendetesten Gegenständen, welche die Natur in Geist- und Leben athmender Schönheit darstellte. Schon in dieser Rücksicht erhebt sich der Mensch über die niederen Mitbewohner der Erde. Doch sind auch sie keineswegs vernachlässiget. Auch sie sind so gebauet, mit solchen Sinnen und Gliedern versehen, daß dadurch der Zweck des Lebens am meisten erreicht wird. Jede Verände-

rung

rung ihres Baues, Vermehrung oder Verminderung ihrer Glieder, beträchtliche Verstärkung oder Schwächung ihrer Sinne, oder auch nur veränderte Lage und Stellung der einzelnen Theile würde für sie die größten Nachtheile haben. Aber welcher Reitz, welche Schönheit, welcher Farbenschmuck ist zugleich über die meisten von ihnen ausgegossen! Sie haben eine Art von Sprache zu einigem Ausdrucke ihrer Gefühle und Bedürfnisse. Dazu bedurfte es aber blos einfacher Laute, nicht melodienreicher Töne, nicht des entzückenden Wettgesangs, mit welchem die Sänger des Waldes den heitern Frühlingsmorgen begrüßen. Allein es sollte mit dieser, dem Thiere nützlichen, Gabe auch durch das Ohr die Empfindung des Schönen in Wesen, die dafür Empfänglichkeit haben, erwekt und belebt werden. Mit dem Nützlichen sollte das Schöne, das Geist- und Herzerfreuende auch hier im engsten Bunde stehen.

Groß ist der Nutzen, der für Menschen, Thiere und Pflanzen aus der unsere Erde umgebenden Luft hervor geht. Dünste steigen in dem Luftkreise auf, sammlen sich in Wolken, mildern der Sonne Glut, tränken und erquicken das Land und alles, was darauf lebet, durch Thau und Regen; aber sie zeigen uns zugleich den Himmel in dem schönsten Farbengemische und verherrlichen das prachtvolle Schauspiel der auf- und untergehenden Sonne. Die Sonne, bey dem unaussprechlich großen Segen, den sie, die erleuchtende, erwärmende, belebende, aus unerschöpflicher Quelle auf die Erde herabgießt, sollte nicht blos das sinnliche Gefühl, sondern auch den höhern geistigern Sinn des Schönen auf das vollkommenste befriedigen; so wie auch der Mond, bey dem sonstigen wohlthätigen Einfluß, den er auf unsere Erde hat, in seinem stillen Zuge unter den Sternen, mit minder blendendem Lichte, mit sanfterer Beleuchtung dem fühlenden Herzen wohlthut. Un-

Unverkennbar groß ist der Nutzen des Wassers, das in Meeren fluthet, in Quellen rauscht, in Flüssen strömt, in Bächen rieselt, in Seen mit unmerklichem Abfluß hingeleitet; aber eben so unverkennbar geht hier das Schöne mit dem Nützlichen Hand in Hand. Lebender erscheint jede Gegend, sobald ein Fluß oder auch nur ein Bach sich durch die Flur schlängelt; Wohllaut wird sein Rauschen dem Ohr, und mit Wohlgefühl sieht das Auge den Sonnenstral auf leichten Wellen zitternd glänzen, und den Himmel im Wasserspiegel sich abbilden. Und welch höhere Empfindung mag den Menschen mit geläutertem Sinn für das Schöne und Erhabene durchdringen, wenn er zum erstenmale rings herum in unübersehbarer Ferne sich mit Wasser umgeben, bey heiterer Stille, die Sonne mit zwiefachem Glanze aus dem Ozean emporsteigen, oder am Abend in die Fluth hinabsinken sieht, und dann über und unter sich den

mit zahllosen Sternen besäeten Himmel erblickt!

Berge sind es, welche die größere Scheidung und Niederschlagung der Gewässer befördern, Quellen verschiedener Art erzeugen, der Gewalt des Sturmes und des Meeres Ungestüm haltbare Dämme entgegen setzen, mancherlei Pflanzen, die auf der Ebene nicht gedeihen würden, hervorbringen und noch in andern Rücksichten den Bewohnern der Erde nützlich werden. Aber wer sieht wohl nicht ein, wie viel der Wechsel von Bergen und Thälern zur Verschönerung der Erde beiträgt; wer fühlt dieß nicht bei der freiern Aussicht von einem Berge herab!

Was ist mehr und sichtbarer für den Nutzen der Lebenden berechnet, als die reifenden Getreide- und Baumfrüchte? Gewiß aber würde, auch ohne Rücksicht auf diesen Nutzen, der Anblick einer

mit goldenem Getreide bedeckten Flur, und der mit verschiedener Gestalt und Farbe geschmückten Bäume, ein schöner herzerfreuender Anblick seyn. Und durch wie mannichfaltige mit immer neuen Reitzen verbundene Veränderungen geht das Saamenkorn von der Zeit an, da es als Saat aufkeimte, bis es als volle Aehre des Schnitters Arm entgegen sinkt! Und wie prangt vorher der Baum in seiner Blüthe Pracht, ehe seine Zweige von der Früchte Last herab gebeugt werden! Und selbst die Bäume, welche zwar dem Menschen keine Früchte zum Genuß, aber doch Mittel zur Erwärmung und Bequemlichkeit, und manchen Thieren Nahrung, Schutz und Obdach darreichen, welchen Beitrag gewähren sie zugleich zur Verschönerung der Erde, wenn sie ihre weit ausgebreiteten Aeste zum Himmel empor strecken, und in Menge vereinigt als Wald die Flur umkränzen!

Es ist keine Pflanze, welche nicht als Nahrungs- oder Arzeneymittel oder auf andere Art nützlich wäre; und in welcher engen Verbindung ist das Schöne mit den Nützlichen! Ist nicht über die meisten Pflanzen so viel Zierde und Schmuck in sanft verschmolzenen Farben, lieblichen Formen und Umrissen ausgegossen, daß das Auge mit Wohlgefallen auf ihnen ruht? Der Weide freuet sich das Thier auf Wiesen; aber mit Geistesgenuß blickt der Mensch auf diesen grünen mit zahllosen Blumen durchwirkten Teppich.

Nützlich, ungemein nützlich ist der Wechsel der Tages- und Jahreszeiten; und in und mit diesem Wechsel wie viele Reitze, wie viele Schönheiten entfalten sich, und machen auf Herzen, die dafür Empfänglichkeit haben, desto tiefere Eindrücke! Schöner wird das Erwachen des Tages, nachdem vorher nächtliche Dunkelheit alles umhüllt hatte,

schöner das Erwachen des Frühlings nach der Ruhe des Winters, erfreuender das neue Leben, welches sich gleichsam dem Grabe entwand, herrlicher die mit erneutem Jugendreitz geschmückte Schöpfung. — —

Es muß ein lieber guter Vater seyn, der das alles so einrichtete, das Nützliche mit dem Schönen verband, die Fruchtfelder mit Rosen umpflanzte, und seinen Gaben so viel Reitz gab.

Nicht bloß Sättigung auch freudiges Wohlbefinden wollte er seinen Kindern bereiten, sie nicht bloß ernähren, sondern auch ihren Herzen wohlthun und durch geistigern Genuß sie veredlen.

Danket dem Herrn, denn er ist freundlich — und strebt ihm nachzuahmen! Lernet wohlthun, ihr die der Vater mit so milder Hand segnete, daß ihr dem Dürftigen mittheilen könnt. Aus väterlichem Herzen floß euch Gottes Gabe;

be; aus brüderlichem Herzen fließe die eurige. Lernet wohlthun, und der Gabe Werth durch Milde und Freundlichkeit erhöhen!

Herzlose Selbstsucht theilt zwar auch zuweilen von ihrem Ueberfluße mit, aber es ist ein hingeworfenes Allmosen; wehe dem Unglücklichen der sich bücken muß, um es aufzuheben. Die kleinste Gabe, welcher die Liebe ihr Gepräge aufdrückt, thut dem Empfänger wohl, wie ein freundlicher Händedruck von einem edlen Manne. Reichthum ohne Güte kann ein köstliches Mahl zur Sättigung veranstalten; mit weniger Aufwand bereitet Güte ein Mahl zur Freude, wobey es zweifelhaft bleibt, ob die Gäste dem Wirthe, oder der Wirth den Gästen mehr Dank schuldig sey. Sie waren beyde froh. Sind sie fromm, so vereinigen sie sich zu einem gemeinschaftlichen Danke gegen die ewige Güte, die ihnen allen wohlthat.

K. St.

IX.

Biedermann

Vater und Sohn.

Theodor Biedermann erfüllte die Pflichten seines Amtes als Landprediger in Libba in seinem ganzen Umfange. Er war nicht blos Prediger auf der Kanzel, sondern auch Lehrer in der Schule, und handelte wie er lehrte; war Freund, Tröster und Rathgeber Aller die seiner Hülfe, seines Trostes und Rathes bedurften, und dabey ein Biedermann in der vollen Bedeutung des Wortes. Sein Geist zeigte sich ohne Hülle; er sprach wie er dachte, und handelte wie er sprach. Um keinen Preis in der Welt hätte er weiß genannt was

er schwarz sah. Auf sein gegebenes Wort konnte man sich verlassen, und wer ihn ganz kannte, der konnte mit Gewißheit voraussagen: wie Biedermann unter gewissen Umständen handeln würde. Er war äußerst duldend in Meinungen, die in keiner, oder doch nur in einer sehr entfernten Beziehung auf Sittlichkeit standen; aber freymüthig grif er solche Irrthümer an, welche die Tugend untergraben, wenn sie auch noch so sehr durch Alter, oder durch Beymischung achtungswürdiger Wahrheiten geheiligt waren. Mit Feuereifer sprach er gegen die andächtige Glaubens-Schwärmerey, welche dem Glauben auf den Trümmern der Tugend einen Thron errichtet; gegen die unchristliche Lehre von Zueignung eines Verdienstes, ohne eigenes Streben nach fortgesetzter Besserung; gegen die Verkehrung wohlthätiger Tugendmittel, in bloße, und so Tugend vernichtende Gnadenmittel, und gegen alle Lehren, welche, entweder an sich,

oder doch durch die damals gewöhnliche Erklärungsart, die Religiosität mit der Moralität in Widerspruch setzten — Lehren, wodurch man die Gottheit herabwürdigte, den heiligsten Geist zum schwachen nach Leidenschaft handelnden Menschen, zum täuschbaren Großen der Erde machte, dem man im Nothfall Hofdienste für Amtstreue, und äußere Ehrenbezeugung für innere Hochachtung giebt, und bey dem freylich der schmeichelnde Günstling oft mehr gilt als der treueste Diener.

Vierzig Jahre hatte der ehrwürdige Lehrer im Geiste seines großen Meisters die ihm anvertraute Gemeine unterrichtet, sah nun den ausgestreuten Saamen zur reichen Erndte reifen, und freute sich des Segens mit frommer Dankbarkeit. Allein mit hämischen Neid und gekränkter Eitelkeit sahen die Besitzer zahlreicher Aecker, auf welchen das Unkraut den guten Saamen erstickte, den

Segen und die Freude ihres ärmern Nachbars, und beschlossen die Erndte ihm zu verderben, und seine Freude zu vergällen.

Da hielten der Hohepriester und die Schriftgelehrten einen Rath, und klagten ihn hart an, den Volksverführer und Neuling, wie sie ihn nannten, wegen irriger Lehre und seelenverderblichen Irrthums. Ruhig hörte Biedermann, gehüllt in seine Unschuld, die harte Anklage, hörte gelassen ihre bittern Vorwürfe, und vertheidigte sich mit den Waffen der Wahrheit so, daß er gesiegt haben würde, wenn man ihn mit Gründen hätte widerlegen müssen. Wirklich wurden auch zwey seiner Richter, die mit eigenen Augen sahen, und den Gebrauch ihrer Vernunft nicht verschworen hatten, überzeugt, daß der Angeklagte gerechtere Sache habe, als seine Ankläger. Sie wurden aber überstimmt, und das Urtheil lautete: Widerruf oder Absetzung!

Das heißt also Absetzung! sprach Biedermann; denn widerrufen werde ich nicht, kann ich nicht. Ich kann an der Wahrheit nicht zum Verräther werden!

Er bat, daß man ihm vergönnen möchte, noch eine Abschiedspredigt zu halten. Seine Bitte wurde abgeschlagen. Dafür bot man ihm die Gnade an, das Absetzungs-Dekret in bloße bewilligte Dimission zu verwandeln, als hätte man Supplikanten wegen Alters-Schwäche die erbetene Entlassung von seinem Amte ertheilt; und dies schlug Biedermann mit edlem Stolze aus. Sollte ich, sprach der Mann, der wie einst Sokrates, so vor seinen Richtern stand, daß ein Fremder diese für die Schuldigen und ihn für ihren Richter gehalten, und sich nicht ganz geirrt haben würde — sollte ich, sprach er, in meinen alten Tagen zu lügen anfangen? Bin ich schuldlos, so bedarf ich keiner Gnade, bin ich es nicht, so werde ich

doch nicht so tief sinken, Gnade für Recht zu erbetteln.

Dieser Stolz, dieses edle Gefühl seiner Unschuld und seines moralischen Werthes, hieß dem größern Theile seiner Richter Frechheit und schreckliche Verhärtung, und darum verstrengten sie mit heiliger Erbitterung sein Urtheil: daß der sechs und sechzig jährige Greis in Zeit von acht Tagen Wohnung und Dorf verlassen sollte.

Dies geschah zu derselbigen Zeit, in demselbigen Gerichte, wo man einen geistlichen Hirten, der überwiesen war, daß er durch unmäßigen Gebrauch geistiger Getränke sehr oft mit unreinem Geiste gesprochen und gehandelt habe, mit väterlichen Warnungen zu seiner Heerde, die flehentlich um einen andern Hirten gebeten hatte, zurück schickte.

Der Greis, dessen körperliche Kräfte erschöpft waren, starb den dritten Tag nach

nach angehörtem Endurtheile an einem Schlagflusse.

Wie gute Kinder um einen lieben Vater, so weinten seine Zuhörer und Schüler, alt und jung, Greise und Kinder, um den geliebten Lehrer. Das ganze Dorf versammlete und berathschlagte sich, wie man sein Gedächtniß ehren und ihn recht feyerlich zur Erde bestatten wollte. Seine Ruhestätte sollte auf dem Gottesacker, dicht vor dem Eingang zur Kirche seyn, damit künftig jeder, der in die Kirche ginge, des lieben Lehrers, seiner Lehren und seines Beyspiels sich heilsam erinnern möchte; alles was gehen könnte, sollte ihn zu Grabe begleiten; der Prediger, der die Leichenpredigt hielte, sollte sie unter freyem Himmel auf dem Gottesacker halten, und das Grab sollte mit Blumen und Pappeln umpflanzt werden.

Zwar schien es nun, als würde ein Theil ihres Plans durch einen unglück-

lichen Zufall vereitelt werden; denn es traf sich, daß vier benachbarte Prediger, die man, einen nach dem andern, gebeten hatte die Leichenpredigt zu thun, alle viere mit einem Mahle krank wurden. Man trug hierauf dem Schulmeister des Dorfes auf, eine kleine Rede zu halten, und dieser, welchen Biedermann so thätig in seinem Amte unterstützt, und mit vieler Mühe, zwar nicht zum bessern Menschen, aber doch zum verständigern Lehrer gemacht hatte, war, sobald ihm jener Antrag geschah, gleich so gerührt, daß er betheuerte, vor Rührung kaum denken, geschweige reden zu können. Man gab also die Leichenrede auf, und tröstete sich damit, daß die allgemeine Liebe dem geliebten Lehrer die beste Lobrede sey. Doch, wie der Leichenzug auf dem Gottesacker ankam, und sich alle Begleiter in Reihen um das Grab herum stellten, da trat der älteste Mann des Dorfes, ein ehrwürdiger Greis, hervor, trat dicht

an den Sarg, ließ ihn öffnen, und hielt eine Rede, in welcher der Mangel an Kunst durch Wahrheit und Herzlichkeit reichlich ersetzt war. Auch ging seine Rede von Herzen zu Herzen, und in der ganzen Versammlung war kein Auge, in welchem nicht die Thräne wahrer Empfindung glänzte. „Liebe Kinder, sprach er zuletzt, ich habe nun 78 Jahr gelebt. Seht meine grauen Haare! Ihr werdet mich nun auch bald zum Grabe begleiten. So lange ich aber noch lebe, will ich die guten Lehren befolgen, die der Seelige uns oft gab: „Der Mensch muß bis an das Grab an seiner Besserung arbeiten. Der ist nicht gut, wer nicht ernstlich sich bemüht, noch besser zu werden! Wollt ihr das auch thun, so kniet hier an dem Sarge und Grabe eures Lehrers mit mir nieder, und bittet Gott um Beystand und Segen." Alles kniete nieder, der Greis betete vor, und gewiß war niemand innerhalb der Mauern dieses

Got-

Gottesackers, der jetzt nicht herzlich nachbetete. Mit inniger Rührung ergriff, nach vollendetem Gebete, der würdige Aelteste dieser veredelten Landgemeine, die blasse Hand des Verstorbenen, dankte ihm, und wiederholte sein Gelübde; „ich will deinem Beyspiele nachahmen und deine Lehren befolgen!“ Alle näherten sich dem Sarge mit gleichem Danke und gleichem Gelübde. In feierlicher Stille übergab man dann die Hülle des Verewigten dem Schooße der Erde, pflanzte — es war zu Ausgange des Mays — Rosen auf sein Grab, sang ein von dem Seeligen selbst verfertigtes Lied und fühlte tiefer als jemals des Liedes trostvollen und seelenerhebenden Inhalt: Wir sind unsterblich!

Karl, der einzige Sohn dieses edlen Märtyrers der Wahrheit, war des Vaters würdig; wie Er ein Biedermann, obgleich mit wärmern Blute, und lebhafterer Einbildungskraft. Seine Mutter starb, ehe er noch ihren Namen stammeln konnte; und wie der Tod seinen Vater von den Verfolgungen grausamer Richter der Meynungen befreyte, war er zwanzig Jahr alt, und eben in Jena, um sich zum künftigen Volkslehrer vorzubilden. Allein die Nachricht von der erlittenen Verfolgung und Hinrichtung seines Vaters bestimmte ihn, der Theologie zu entsagen, und an deren Statt zu lernen, was Recht ist, und was man dazu gemacht hat. Froher wandelte er die verschlungenen Wege zum Tempel der Themis; denn er wandelte sie an der Hand seines Herzensfreundes von Mansloh, eines wahrhaft edlen Jünglings; und beyde stärk-

ten sich durch die Hoffnung, daß sie einst Andern diese Wege ebnen, oder doch den unerfahrnen Wandrer vor Gefahren warnen wollten.

Er hatte das Glück, mit einem seiner Lehrer näher bekannt zu werden, von welchem er nach Verfluß weiße genützter und genossener akademischer Jahre in der Residenzstadt seines Fürsten dem Minister empfohlen wurde. Die Empfehlung kam zur guten Stunde, wo der hohe Gönner eben seinen Sekretair mit Amt, Weib und Kind versorgt hatte, und Karl erhielt dessen Stelle, um welche er von vielen beneidet wurde. Der biedere Jüngling fand sie nicht beneidenswerth, da er bald merkte, daß er für den Mann, für welchen er arbeitete, nicht passe. Noch früher merkte dies der Minister, aber er merkte auch, daß sein Sekretair, obgleich nicht zu geheimen Geschäften, doch desto besser zu Arbeiten brauchbar wäre, wozu seine Vertrauten und Günstlinge

weni-

weniger Lust oder Geschick hatten, die ihm wenigstens niemand so gut für denselben Preis lieferte; und so brauchte er ihn dann, wozu er brauchbar war, ließ ihn für drey Mann arbeiten, und bezahlte ihn mit Lob und Versprechungen. Biedermann, der seine Arbeiten als die beste Vorbereitung zu jedem künftigen Amte im Staate ansah, der gegen verdientes Lob nicht gleichgültig war, und Versprechungen, die sich immer an verdientes Lob anschlossen, leicht traute, wurde mit seiner Lage zufriedner. Seine Arbeit wurde ihm immer leichter und angenehmer, und sein Gehalt, so klein er war, reichte doch zu, seine wenigen Bedürfnisse zu befriedigen, bis auf eins, das er freylich auch durch Veziersgehalt mit allen Accidenzien nicht hätte befriedigen können — das Bedürfniß seines Herzens. Bedürfniß der Freundschaft nannte er es, aber lieb war es ihm doch, daß die Seele, die er mit der seinigen im Ein-

klang

klang fand, eben eine weibliche war. Auch erhielt der Bund, den er mit der schönen Freundin errichtete, bald den rechten Namen, oder doch die verstandene Bedeutung; und nun mochte sein Gönner ihm Arbeit aufbürden, so viel er wollte, — woran es denn auch der kluge Mann nicht fehlen ließ — nur zu der Bürde ein leichter Zusatz von Hoffnung desto früherer Beförderung, und er übernahm und vollbrachte sie mit frohem Muthe. Kam doch nach jedem noch so sauren Tage ein Feyerabend, — und welch ein Abend!

Fünf Jahre waren ihm so unter saurer Arbeit, die ihm in den beyden letzten Jahren durch die Liebe seiner Karoline versüßt ward, verflossen; jetzt glaubte er sich der Erfüllung seines schönsten Wunsches zu nähern, und jetzt drohte das Schicksal ihn auf immer davon zu entfernen.

Ein Mann, arm an allem was dem Menschen, als Menschen, Werth giebt, aber reich an dem, was unter unsern Menschen dafür angenommen wird, der Erbe einer Tonne Goldes, warb um Karolinens Hand; und Karoline schrieb ihrem Freunde einen Brief voll bitterer Klagen über die Verfolgung sonst so zärtlicher Eltern, welche den Antrag des reichen Mannes unterstützten.

Um dieselbe Zeit war die Stelle eines ** raths erledigt; da siegte Biedermanns Liebe über seine Klugheit, wozu freylich nicht viel gehörte; und über seinen Stolz, was schon mehr sagen wollte. Er bestürmte seinen Gönner mit Bitten um diese Stelle, und gestand ihm ehrlich, nur allzu ehrlich, warum er gegenwärtig so sehnlich Beförderung wünsche. Mit freundlichem Lächeln antwortete dieser: „Sehen Sie, ob ich nicht etwas Anlage zum Propheten habe! Ich sah Ihren Wunsch vorher,

her, und schon gestern habe ich die Sache eingeleitet, so daß ich wenigstens hoffe, es werde uns nicht fehlschlagen.“ Er sagte das letztere mit einem Tone, der die Hoffnung in Gewißheit umwandelte; und die Freude des jungen Mannes ergoß sich in den feurigsten Dank.

Nun, unterbrach ihn der gnädige Gönner, und klopfte ihn dabey traulich auf die Schulter, „danken Sie nicht zu früh! Noch ist ja unser Wunsch nicht von höherer Hand unterschrieben. Doch wenn er nun auch unterschrieben wird, wie wir es hoffen wollen, so könnten Sie mich doch durch zu vielen Dank in Verlegenheit setzen, weil ich dann nicht weiß, wie ich Ihnen danken soll. Denn glücklicher Weise können Sie mir jetzt einen Dienst leisten, durch welchen Sie mich so zu Ihrem Schuldner machen werden, daß meine Bemühung für den Herrn Rath nur eine kleine Bezahlung auf Abschlag seyn wird.“

„Ich Ihnen einen so wichtigen Dienst leisten? O sagen Sie nur: wie? Es ist so gut als geschehen, wenn es meine Kräfte nicht übersteigt.“ —

„So schwer ist es nicht, doch mir darum nicht minder wichtig. Sie wissen, wie viel ich auf mein Guth in Libba und besonders auf meinen dort angelegten Garten halte. Aber es kann nichts Ganzes daraus werden, wenn ich nicht den sogenannten Pfarrgarten damit vereinige. Dadurch würde der meinige nicht nur mehr gerundet, sondern was noch wichtiger ist, ich bekäme das Wasser in meinen Garten. Nun wissen Sie aber selbst, wie der Pfarrgarten in den meinigen hinein gezwängt, ist. Offenbar haben beyde sonst nur Einen ausgemacht, und einer meiner Vorfahren unter den Guthsbesitzern, der vielleicht das Ganze nicht zu benutzen wußte, überließ dem Prediger einen Theil davon zum Gebrauch, allein zu-

verläßig mit Vorbehalt seines Eigenthumsrechts. Das springt in die Augen, da der Guthsbesitzer Zaun und Mauer am Pfarrgarten unterhält, im durchfließenden Flusse die Fischgerechtigkeit hat, und was dergleichen Umstände mehr sind, die für den unbefangenen Menschenverstand volle Beweiskraft haben. Nur Schade, daß manche unserer Richter bloß elende Buchstabenmenschen ohne Geist, ohne Menschenverstand sind! So ein Tropf ist der Präsident Selker. Sie kennen ja den alten Murrkopf — der zum Unglück in dieser Sache Richter ist, den man aber doch gewisser Verhältnisse wegen, schonen muß. Der Mann hat aber keinen Sinn für Vernunftgründe; er will Schwarz auf Weiß haben; ich soll einen schriftlichen Vertrag wegen des besagten Gartens aufzeigen, und leider ist das Document verloren gegangen. Doch seine Collegen sind größtentheils Männer, mit denen man schon eher ein vernünftiges Wort

spre-

sprechen kann. Diese verlangen nur gültige Zeugen, die das verloren gegangene Dokument gesehen haben. Und — so weit haben wir es. — Zu ihres Vaters Zeit ist der Vertrag, der ganz für mich spricht, noch da gewesen; Ihr Vater hat ihn selbst noch gehabt, — und — Sie haben ihn da unstreitig auch gesehen. Und da ist mir nun Ihr gutes Zeugniß äußerst wichtig."

„Ja, Sie haben recht!"

„Nicht wahr? O das ist herrlich! Und meine Dienste" —

„Sie haben recht. Mein Vater hatte wirklich wegen des Gartens eine Schrift in Händen, die ich selbst gelesen habe, und wovon ich den Inhalt noch ganz genau weiß. Der damalige Besitzer, der Guthsherr von Remthal, machte sich darinn für die von der Gemeine und deren Prediger ihm zugestandene Fischgerechtigkeit verbindlich, auf seine Kosten Zaun und Mauer im Pfarrgarten zu unterhalten. Das war der

ganze Inhalt, nicht mehr und nicht weniger!"

Gewitterwolken umzogen mit einemmale das kaum noch heitere Angesicht.

Biedermann, — er machte sich jetzt des Namens würdig, — trotz des bemerkten Gewitters, das mit jedem Augenblick einzuschlagen drohte, sprach mit vestem Tone: „Fordern Sie von mir, was mir, wäre es auch mit noch so viel Anstrengung, zu thun möglich ist; ich thue es; allein wider Recht und Pflicht zu zeugen, das ist mir unmöglich. Das fodern Sie gewiß auch nicht von mir."

Ein Blick, der laut fluchte, war die erste Antwort, auf welche jedoch bald unter Sonnenstralen, die durch die Wolken brachen, und mit gar sanfter Stimme eine zweyte folgte:

„Glauben Sie doch ja nicht, daß ich etwas Ungerechtes fordere. Gern wollte ich ja den Garten kaufen, nur sind die Leute zu obstinat, zu eigensinnig."

„Nun,

„Nun, zu billigem Kauf, da dächte ich einwirken zu können.“

„Wir wollen das überlegen.“

Der höfische Proteus entließ den Biedermann gnädiger als je, bedauerte am folgenden Tage gar sehr, daß der Fürst diesmal, aller nachdrücklichen Empfehlung ungeachtet, einen andern zum ***rath ernannt habe, versprach aber dafür bey nächster Gelegenheit alles anzuwenden, um ihn für die fehlgeschlagene Hoffnung reichlich zu entschädigen.

Noch an demselben Abend schrieb ihm Karoline:

„Bedauern Sie mich! Ich sehe mich gezwungen einem andern meine Hand zu geben.“

Da stand er, der Getäuschte, betäubt und sprachlos, bis Zorn und Unwille über die Betrüger, über die Menschen, über sich selbst, — den Leichtgläubigen, den Thoren! das Blut ihm wieder herumtrieb, den Mund zu Ver-

wünschungen öffnete, und seiner Seele Fieberkraft ertheilte. Er forderte und erhielt seine Entlassung, eilte dann zu einem Bekannten, dem er, um ihn aus einer Verlegenheit zu ziehen 100 Thaler geliehen, und dazu selbst von Karolinens Vater 30 Thaler geborgt hatte, verlangte das schon vor einigen Monaten versprochene Geld, oder doch wenigstens 30 Thaler davon zurück, ging, da der liebe Freund herzlich bedauerte ihm jetzt nichts geben zu können, zu einem Mäckler, verkaufte diesem seine Uhr, Bücher, Kleider und Hausgeräthe über 300 Thaler an Werthe, für 50 Thaler baares Geld, wovon er 35 Thaler (den Ueberschuß für Zinsen) an Karolinens Vater schickte, und verließ noch an demselben Abend die Stadt; von niemanden als seinem treuen Budel begleitet.

Es war eine mondhelle Sommernacht. Biedermann ging oder lief vielmehr die

gan-

ganze Nacht durch, und sank am Morgen erschöpft nieder; sein Budel neben ihm. Nicht weit davon lag ein Meierhof. Biedermann strengte sich an, das Haus zu erreichen, und bat um Milch und Brod für seinen Begleiter. Gern erfüllte die Meierin seine Bitte, und fragte, schon das Glas in der Hand, so freundlich: ob er nicht selbst die schöne frische Milch versuchen wolle? daß er bey allem Mißtrauen gegen freundliche Gesichter dennoch das Glas annahm, trank, um ein zweytes bat, und nach einer Stunde sich zur Fortsetzung seiner Reise gestärkt fühlte.

Der lieben Wirthin für den unerwarteten Labetrank seinen Dank zu bezeugen, griff er nach seiner Börse, und — die Börse war verloren. Noch wenige Groschen fand er in der Tasche, die er stillschweigend hinlegte, und seinen Weg fortsetzte.

„Allein

„Allein was soll ich nun anfangen ohne Geld?" So wenig Werth er auch von jeher aufs Geld gesetzt hatte, so fiel ihm doch die Frage schwer aufs Herz. Er war Willens auf die Universität, wo er studiert hatte, zurück zu kehren, in der Hoffnung dort die Erlaubniß zu erhalten, als Lehrer auftreten zu dürfen. Diese Reise konnte er unter drey Tagen nicht vollenden; und woher nun Geld zur Reise? Lustig hüpfte indeß sein Budel vor ihm her, und schien seinen Herrn erheitern zu wollen. Aber sein Herr ward immer finsterer, denn er dachte: armer Budel, du würdest nicht so froh hüpfen, wenn du wüßtest, daß wir kein Geld haben und daß man ohne Geld auf der reichen Erde nichts hat! — Halt! rufte ein Mann mit einem Vollmondsgesichte aus seinem Wagen, der eben vor unserm Wandrer vorüber rollten wollte.

„Herr, Sie haben da einen scharmanten Hund; das Thier gefällt mir. Ist er Ihnen feil?“

„Nein!“

„Nun ich bezahle ihn gut, wenn Sie ihn verkaufen wollen.“

„Nein! — — zwar — “

Wehmüthig sah Karl seinen Begleiter an, als wollte er ihn selbst zu Rathe ziehn, was er thun sollte? Ich trenne mich ungern von dir! schien er ihm zu sagen. Sieh, wie wehe mir es thut, von dir zu scheiden, du Treuer! gern wollte ich meinen letzten Bissen mit dir theilen. Aber ich habe ja nichts mehr mit dir zu theilen. Bey mir müßtest du hungern — verhungern. Bey dem hier wird dirs wohl gehen. Sollt ich dich an deinem Glücke hindern?

„Wollen Sie oder nicht?“ fragte der Mann im Wagen; ich zahle zwey Ducaten, wenn Sie wollen.“

„Nun! seufzte Karl, so zahlen Sie!“

„Jo-

„Johann, nimm den Budel! Hier, mein Herr, haben Sie das Geld.“

Blaß und mit zitternder Hand nahm Karl die zwey Ducaten, gab aber einen davon zurück mit der Bitte: Halten Sie meinen treuen Freund gut!

Indessen hatte der Bediente den Hund erhascht, welcher sich vergebens seinen starken Händen wieder zu entwinden suchte. Mit Thränen in den Augen blikte ihn sein alter Herr noch einmal an, und lief dann fort, als wenn er Gefahren zu entlaufen hätte. Laut heulte das treue Thier ihm nach, noch lauter lachte der dicke Herr mit dem Vollmondsgesichte, und Karl verschloß seine Ohren mit beyden Händen, und setzte mit doppelter Anstrengung seinen Lauf bis zur nächsten Stadt fort.

Die Stadt war mit * * *schen Soldaten besetzt, und Biedermann mußte sich der gewöhnlichen Thorprüfung unterwerfen. Er hatte nichts als seine akademische Inscription aufzuweisen, welche

der

der Unteroffizier, dem, wie er sagte, so ein kauderwelscher Paß noch nicht vorgekommen war, seinem Lieutenant überbrachte, und dieser Lieutenant war — von Mansloh, der mit ausgebreiteten Armen seinem Freunde entgegen eilte.

Sprachlos lag Biedermann in seines Freundes Armen, starr blickte er ihm ins Auge, zweifelhaft, ob er der Erscheinung glauben solle. Doch wohlthätige Thränen gaben ihm Empfänglichkeit für sein Glück. Feuriger umarmten sich die Freunde im Gefühl von Seligkeit, und die Krieger standen um sie herum und fühlten menschlicher.

Mansloh hatte nach mancher bittern Erfahrung den schönen Jünglingstraum: den Weg zum Tempel der Gerechtigkeit zu ebenen und alle Krümmungen zu durchschneiden; aufgegeben, und folgte nun seinem Vater, einem würdigen Offizier,

zum Kampf gegen die Feinde des Vaterlands. Es bedurfte keiner Ueberredung, um Biedermannen zu bewegen in dem eben ausgebrochenen Kriege an der Seite seines Freundes zu fechten, um so weniger, da er hörte, daß sein Fürst ihr Anführer seyn werde. Er wand — so unglaublich dies auch, nach dem Vorfall mit dem Budel, den starken, über jede Anwandlung von schwacher Menschlichkeit erhabenen, Geistern vorkommen mag — er ward ein braver Soldat.

Dem Vater seines Freundes, und durch diesen dem Fürsten selbst empfohlen, wurde er nach Endigung des ersten Feldzugs als Lieutenant angestellt, führte in einem der folgenden Feldzüge ein schweres Unternehmen mit Muth und Klugheit, und mit eben so vielem Glück aus, und erhielt dafür eine Ehrenbelohnung aus der Hand seines Fürsten, der sich bey dieser Gelegenheit mit mehr Freundlichkeit, als dem rauhen Krieger sonst

ge-

gewöhnlich war, in eine Unterredung mit ihm einließ, und ihm zu den gescheiden Einfall, die Feder mit dem Degen verwechselt zu haben, Glück wünschte. —

Zehn Jahre hatte er nach geendigtem Kriege in stillem Genusse der Freundschaft und der Wissenschaften verlebt, als er durch ein Handschreiben seines Fürsten in sein Vaterland zurück gerufen wurde, um die Erziehung des Erbprinzen, der, wie der Fürst schrieb, jetzt mit lauter Pedanten umgeben sey, zu übernehmen.

Mit Enthusiasmus trat Biedermann in den neuen Wirkungskreis, aus welchem sich, so hoffte er, Segen über sein Vaterland, Segen über die Welt verbreiten sollte. Zwar fing seine Hoffnung an zu sinken, da er den Prinzen näher kennen lernte; da er merkte, daß dessen Empfindungsvermögen zu sehr zum Nach-

theil

theil der höhern Geisteskräfte ausgebildet sey; daß sein Herz fast immer dem Kopfe vorlaufe, und seine äußerst lebhafte und reitzbare Phantasie ein entschiedenes Uebergewicht über den Verstand erhalten habe. Aber so manche schöne Beweise von der Herzensgüte des Prinzens richteten die sinkende Hoffnung des Lehrers wieder auf. Durch planmäßiges Verfahren glaubte er den Geist des Jünglings empor zu heben, und den nicht unfähigen Kopf desselben mit seinem guten Herzen in Harmonie zu bringen; und widmete er sich nun ganz dem großen Geschäfte, mit rastlosem Eifer und mehr als väterlicher Sorgfalt. Er arbeitete mit einer Anstrengung, deren Folgen ihn nöthigten, ehe noch die mit dem Prinzen angefangnen Reisen vollendet waren, das von dem Fürsten ihm geschenkte Landguth zu beziehen, und jedes öffentliche Amt, welches ihm der Prinz, sobald er die Regierung angetreten hatte, übertragen

tragen wollte, auszuschlagen. Desto mehr freute er sich im Stillen der wohlthätigen Reformen, der wirklichen Verbesserungen im Staate, mit welchen der junge Fürst seine Regierung begann, und wodurch er seine Unterthanen zu großen Erwartungen berechtigte — in welchen sie sich nach drey Jahren getäuscht sahen.

Eine Gesellschaft von Schwärmern, die sich zum Theil schon im Besitz überirdischer Weisheit und unaussprechlicher Geheimnisse zu seyn wähnten, zum Theil nächstens noch dazu zu gelangen hofften, an ihrer Spitze einige Köpfe, die im Dunkeln arbeiteten und die Sehnsucht der armen Getäuschten nach Geheimnissen und überirdischer Weisheit zu sehr irdischen Zwecken zu benutzen wußten, bemächtigte sich des Fürsten, dessen warme Einbildungskraft (welche Biedermann vergebens der kalten Vernunft unterzuordnen bemüht gewesen war) begierig die neuen Wunder auffaßte. Ein Weib (die

nahe

nahe Verwandte eines der erkannten Obern des geheimen Bundes) nahm Besitz von seinem Herzen, und wirkte — wie es schien, mehr weil sie selbst getäuscht war, als aus einem beabsichtigten, wenigstens nicht aus deutlich und im ganzen Umfang erkannten Plane — im Einverständnisse mit den Vertrauten der Geisterwelt; und so wurde der junge Fürst zum Werkzeug anderer Werkzeuge in der Hand der Verborgenen, unter deren Druck die Nation seufzte. Vergebens klagten die Unterdrückten; der Landesvater verschwelgte den größten Theil seiner Zeit in sinnlichen Genüssen, er lernte in den übrigen Stunden die Sprache der Geister, und hatte dann kein Ohr für die Klagen niedriger Erdenbürger. Auch war dafür gesorgt, daß nur selten eine Klage deren Ungrund ihm dann von seinen lieben Getreuen augenscheinlich dargethan wurde, das Ohr des Fürsten erreichte; und die Redlichen, welche Muth und Kraft hatten,

Wahrheit und Recht zu vertheidigen, wurden entfernt oder ihm verdächtig gemacht. Dieses Loos traf auch Biedermannen, der freylich dadurch, daß er Schwärmerey und Schurkerey zu laut und zu derb bey ihrem wahren Namen nannte, und selbst das Idol des Fürsten mit zu wenig Schonung angrif, seinen Feinden den Sieg erleichterte. Noch war indessen sein Muth nicht ganz niedergeschlagen. Mit mehr Vorsicht und Klugheit, als er vorher bey der ersten stürmischen Anklage der Betrüger und Schwärmer bewiesen hatte, verwandte er den Rest seiner Lebenskraft, um einen vollständigen und mit gesammelten Thatsachen belegten Beweis seiner Anklage auszuarbeiten; eine Arbeit die er mit zitternder Hand auf dem Sterbebette vollendete, von der er aber auch mit Zuversicht hofte, daß sie die Augen des Verblendeten öffnen müsse — wenn er sie lesen würde. Daß er sie wenigstens in seine Hände bekäme, dafür ver-

sprach

sprach Biedermanns Bedienter — seit langer Zeit der einzige Mitbewohner seines einsamen Landhauses, ein Mensch, der mit seltener Treue seinem Herrn ergeben war, und Kopf und Muth dazu hatte, auch ein schweres Unternehmen auszuführen — ganz gewiß zu sorgen. Nur die Besorgniß blieb dem Edlen übrig, daß der Fürst auch diese Schrift ungelesen zurück geben möchte, so wie er ihm vor einiger Zeit einen Brief uneröfnet, mit der Beyschrift: „ich mag mein Herz nicht durch ungegründetes Mißtrauen gegen geprüfte Freunde beunruhigen lassen!" zurück geschickt hatte. Diese Besorgniß erschwerte ihm die Leiden der wenigen Tage, welche er nach dem Ausspruch des Arztes noch zu leben hatte.

Doch die drückende Bürde wurde seinem Herzen, noch ehe es brach, abgenommen.

Zwey Tage vor Biedermanns Tode kam ein Freund, einer der Redlichen im Lande, der aber mit Taubeneinfalt Schlangenlist paarte, und brachte die Nachricht: „daß die Geheimen den Fürsten so weit gebracht hätten, sich der stillen Prüfung zur Weihe zu unterwerfen, nach welcher er in vierzehn Tagen niemanden, auch seine Freundin nicht sprechen dürfte, — und daß er zum Prüfungsorte (nachdem seine Führer sich sorgfältig vorher nach Biedermanns Gesundheits-Umständen erkundigt hätten) den hiesigen Lustgarten erwählt, und ihn schon seit fünf Tagen bezogen habe. Auf diese Nachricht fuhr der Freund fort, können Sie sich verlassen. Ich weiß sogar durch einen guten Beobachter, daß der Fürst sich regelmäßig mit Tagesanbruch, ein Buch in der Hand, in der Laube am Wasserfalle aufzuhalten pflegt. Lassen Sie uns nun sehen, ob hier nicht vielleicht etwas zu thun sey."

„Ja! ja! rief Biedermann mit Enthusiasmus, hier kann, hier werde ich etwas thun! Dank für diese Nachricht, die mir meinen Tod versüßt! — Ja; so müssen wir es machen! — Durch seine Phantasie müssen wir uns den Weg zu seiner Vernunft bahnen. — Und jetzt gerade, da er etwas Ungewöhnliches erwartet; in dieser Stimmung — vortreflich! — Sie wissen doch, Freund, daß des Fürsten Garten von dem meinigen nur durch eine Mauer getrennt ist? und kennen die Thür, zu welcher ich noch von ältern Zeiten her den Schlüssel habe? — Heinrich! Dort im Schranke muß der Schlüssel liegen. — Und länger als zwey, drey Tage habe ich nicht mehr zu leben, das sagt der Arzt, und ich fühle es, und freue mich jetzt daß er recht hat. — Lauter günstige Umstände!" —

Erschrocken und traurend sahen Freund und Diener bald den Kranken, bald sich

selbst unter einander an. Biedermann beruhigte sie, indem er ihnen seinen Plan vorlegte, den sein Freund unter diesen Umständen, nach der Kenntniß die er selbst von dem Charakter des Fürsten und besonders dessen reitzbarer Phantasie hatte, vollkommen billigte, und dem treuen Diener, welcher sich feyerlich verbindlich machte, den Willen des geliebten Herrn pünktlich zu vollziehen, Theilnehmung und Unterstützung versprach.

Biedermann hatte schon vorher seinem Heinrich den größten Theil seines Vermögens vermacht, und dies zu mehrerer Sicherheit bey dem Hauptmann von Mansloh niedergelegt. Desto ungestörter konnte er sich nun in den letzten Lebenstagen dem Geistesgenusse überlassen: noch sterbend Gutes zu wirken, durch seinen Tod selbst Wohlthäter des Vaterlandes zu werden, und seinen geliebten Fürsten zu einem edleren Leben

zu erwecken. Er fühlte bey diesen Gedanken mehr die Schmerzen der Krankheit, und mit Vorgefühl von Seligkeit entwand sich am Abend des zweyten Tages die schöne Seele der irdischen Hülle, und den erblaßten Mund verschönerte noch ein freundliches Lächeln.

Der treue Diener befolgte, mit Unterstützung des Freundes seines Herrn, den Willen des Verstorbenen. Um Mitternacht brachten sie ihn durch die verborgene Thür in den fürstlichen Garten, legten ihn, gehüllt in weiße Leinewand, auf ein ausgebreitetes schwarzes Tuch in die Laube am Wasserfall, und gaben ihm in die ausgestreckte Hand die versiegelte Schrift, auf welche der Verstorbene selbst noch auf seinem Krankenbette mit größern Buchstaben geschrieben hatte: Höre mich, mein Fürst, damit Dich einst Dein Richter höre!

Still entfernten sie sich von dem geweihten Orte. Heinrich schwang sich

auf

auf das bereit stehende Pferd, und eilte zu dem Hauptmann von Mansloh; und der Freund, der dabey mitgewirkt hatte, kehrte auf Umwegen vor Tages Anbruch in die Stadt zurück. Er hatte die Freude noch an demselben Tage zu erfahren, daß ihr Zweck nicht verfehlt sey. Am Abend kam der Fürst zum Schrecken der Verbündeten in die Residenz. „Ich habe, sprach er mit feyerlichem Tone zu ihnen, das Ziel früher erreicht als ihr es glaubtet. Ich habe die Todten sprechen gehört, und Geheimnisse gelernt, an denen ich für mein ganzes Leben genug habe!"

Er hatte den Körper seines Lehrers im Stillen in der Laube begraben lassen; aber der Geist des Verstorbenen wirkte als wohlthätiger Schutz-Geist des Fürsten dem Lande zum Segen.

K. St.

X.

Räthsel

1.

Ich stehe mit mehrern in enger Verbindung, und mache mit ihnen ein äußerst schön und künstlich zusammengesetztes Ganze aus — einen solchen Staat, in welchem jedes Mitglied an dem Platze steht, der für ihn und für das Ganze der schicklichste ist, in welchem alle sich mitfreuen, wenn es Einem wohl, alle mitleiden, wenn es Einem übel geht; obgleich zuweilen zur Erhaltung des Ganzen ein Mitglied von uns abgesondert werden muß, welches aber nie ohne allgemeine schmerzliche Theilnehmung geschieht. Doch ist dieser Fall auch nur

bey

bey einigen unserer Mitglieder denkbar; bey andern, wie zum Beyspiele bey mir, würde gleich das Ganze zerfallen, wenn man uns davon trennen wollte. Ich bin der Oberkoch in unserm Staate, der allen Mitgliedern ihre Nahrung zubereitet; die er freilich erst von andern erhalten muß. Doch fordere ich nicht viel, und alle Mitglieder würden sich wohl dabey befinden, wenn ich nie zu viel erhielte. Leider aber giebt mir der Obereinnehmer, dem die vorläufige Prüfung aller Nahrungsmittel übertragen ist, oft mehr als ich verarbeiten kann. Das ist schon schlimm; allein noch schlimmer wird es, wenn er bey der Prüfung bloß auf das, was ihm behagt, Rücksicht nimmt — was selten gut und nützlich ist. Sehr oft ist dieß die Ursache unsers Unglücks und unsers gänzlichen Verderbens. In Wahrheit ein großer Fehler, der gerade in unsern Zeiten häufig begangen wird und unsäglich viel Böses in der Welt stiftet. Glaubt mir, wir

wir würden viel glückseeligere Menschen haben, und es würde mehr Ehrlichkeit in der Welt herrschen — wenn dieser Fehler nicht wäre.

2.

Das Wort, das ich meyne, besteht aus vier Sylben. Die beyden ersten bezeichnen gewisse Geschöpfe, von denen manche Menschen gar sehr viel Gutes, aber auch manche gar sehr viel Böses gesagt haben, und noch sagen. Doch nimmt jeder Tadler in der Regel eins von den getadelten Geschöpfen aus, welches er für ganz gut hält, und unaussprechlich lieb hat. So viel weiß ich gewiß, daß keiner meiner Leser sich ohne diese Geschöpfe zu leben wünschen würde, so oft er auch Ursache gehabt haben mag, sich über sie zu beklagen. — Die beyden andern Sylben bezeichnen etwas, das auch von vielen bis in den Himmel erhoben, und von andern verwünscht

wünscht worden ist; da es Manchen sehr glücklich, aber auch Manchen sehr unglücklich, manchen Thoren um etwas klüger, aber auch manchen Klugen zum Thoren gemacht hat. Indessen ist es doch ausgemacht, daß es nicht gut um die Welt stehen würde, wenn dies Etwas nicht wäre. Das ganze Wort bedeutet das, was jeder zu haben vorgiebt, was aber wohl wenige haben mögen; denn hätten es alle Menschen, so würden sie die Erde zum Himmel umschaffen.

XI.

XI.

Abulfadda's Palmblätter *).

Dieß sind die Blätter Abulfadda's, des Sohnes Rabbi-Syrach's.

Er schrieb sie in den Abendstunden seines Lebens, nachdem er sechs und sechzig Jahre im Lande der Sterblichen gewallfahrtet; die Menschen auf Höhen und in Tiefen beobachtet, mit und unter ihnen gewirkt, an ihren Freuden und Leiden Theil genommen, frohe und traurige Erfahrungen gemacht, und nicht bloß von Weisen und Guten, sondern auch von Bösen und Thoren gelernt hat.

Schon

*) Werden fortgesetzt.

K. St.

Schon deswegen glaubt Abulfadda seinen jüngern Brüdern manches sagen zu können, welches, wenn sie es wohl anwenden wollten, ihnen frommen würde.

Ueberdieß ging ihm noch am Abend seines Lebens ein Stern auf, der mit mildem freundlichen Lichte seinen Pfad erleuchtete. Johanny, der Prophet, ward sein Lehrer und Freund. Manche schöne Lehre vernahm er aus Johanny's Munde; von mancher schönern That, welche Johanny vollbrachte, war er Augenzeuge.

Darum glaubt Abulfadda, daß er mit einigen seiner Palmblätter selbst Geweihten ein nicht ganz werthloses Geschenk machen werde; ob er gleich selbst die höhere Weihe der Weisheit nicht empfangen hat.

Zwar fühlt er wohl, wie schwer es sey, das Geistige rein aufzufassen und in

sei-

seiner ursprünglichen Schönheit wieder darzustellen. Er besorgt, das manches Wort, welches Johanny mit Geist und Leben aussprach, unter dem Griffel des Schreibers an Lebenskraft verloren habe. Doch auch manches Wort des Lebens hat Johanny's Schüler unmittelbar mit dem Herzen aufgefaßt, und aus dem Herzen auf die Palmblätter übergetragen.

Palmen, die ihr die Worte des warmen Herzens empfingt, ihr werdet auch Anderen ans Herz sprechen!

1.

Die Erndte.

Mit Wonnegefühl sah Johanny zur Zeit der Erndte das frohe Regen und Weben, Mähen und Sammeln auf Salems gesegneten Fluren, und sprach zu seinen Jüngern:

Die Erndte ist gleich einem festlichen Mahle, welches ein Hausvater seinen Kindern bereitete. Und an dem Tage des festlichen Mahles gab er einigen seiner Kinder mannichfaltige Gaben, und gab ihnen so reichlich, so freundlich und so liebevoll, daß ihnen die Thräne des Danks und der Freude ins Auge trat. Aber einige unter ihnen entließ er ohne Gabe. Da traten die Armen zurück, und ihren Augen entfloß auch eine Thräne, aber es war nicht die Thräne der Freude, sondern die, welche der Schmerz auspreßt.

Innig

Innig gerührt sahen dieß ihre beglücktern Brüder, und, „Nein! Nein!" sprachen sie mit Einem Munde, „nein, das kann nicht der Wille unsers guten Vaters seyn, daß ihr trauren solltet an dem Tage, an welchem wir uns seiner Güte freuen. Und wie könnten wir uns auch selbst freuen, so lange wir euch trauren sehen? Nein; kommt und empfanget auch ihr euren Theil von dem Segen, den der gute Vater uns gegeben hat!"

Also sprachen sie, und gaben mit milder Hand; und heiter wurde das Angesicht derer, die empfangen, noch heiterer derer, die gegeben hatten.

Da blickte der Vater mit Wohlgefallen auf sie Alle, und sprach: „seyd mir gesegnet meine Kinder! Ihr habt meinen Sinn errathen, und nach meinem Herzen gehandelt. Glaubet nicht, daß ich irgend einen unter

euch

euch vergessen hätte. Wie könnt' ich das? ihr seyd ja Alle meine Kinder. Aber absichtlich vertheilte ich meine Gaben so, daß das Band der Bruderliebe durch Geben und Empfangen unter euch vester geknüpft, und der Eine durch Mildthätigkeit der Andere durch Dankbarkeit veredelt werde. Ihr habt meinen Sinn errathen, und nach meinem Herzen gehandelt; darum seyd mir gesegnet meine Kinder!"

2.
Hellor.

„So recht!“ sprach Johanny zu einem Landmanne, welcher mit Hülfe seiner Kinder Steine aus seinem Acker grub, diese hinab in einen Sumpf, und aus dem Sumpfe schlammige Erde auf den steinigen Acker hinauf führte, „so recht! auf diese Weise, durch Fleiß und Nachdenken, herrscht der Mensch würdig über die Erde, macht sie schöner und fruchtbarer, und weiß aus Steinen Brod zu schaffen. Allah segne das Werk deiner Hände!

Freundlich dankte der Landmann, trocknete sich den Schweiß von Stirn und Wange, und erzählte mit gutmüthiger Zutraulichkeit:

Schon seit Jahren merkte ich, wo es meinem Acker fehle; allein es fehlte mir an Zeit, Muth und Kraft die mühevolle Arbeit zu unternehmen.

men. Nun aber, da Allah mir Mitarbeiter in meinen Kindern gegeben hat, ist es über alle meine Erwartung gut gegangen. Ich bin mit meinem Acker wenigstens um eine Woche früher fertig geworden, als ich es hofte. Darum hielt ich's für billig, mit der gewonnenen Zeit meinem Nachbar zu dienen. Der gute Nachbar wollte die Arbeit selbst thun; aber Krankheit hinderte ihn, von welcher er jetzt erst zu genesen anfängt. Da geht mir's nun so zu Glück, daß ich ganz im Stillen für ihn thun kann, was er selbst in diesem Jahre schwerlich thun könnte, weil die Zeit der Aussaat heran naht."

„Wie!" fragte Johanny, „dein Nachbar weiß nicht, daß du für ihn arbeitest."

„Kein Wort" antwortete Hellor; — so hieß der Landmann. —

„Dann aber" sprach der Prophet, wird er dich vielleicht nicht so belohnen, wie du es verdient hast."

„Belohnen!" entgegnete Hellor, „wer will denn Lohn für einen solchen Dienst der Liebe! Mein Nachbar hätte dasselbe für mich gethan, wenn ich krank geworden wäre. Die freudige Ueberraschung, wenn er zum erstenmale seinen Acker wieder sieht, die — die wird mein Lohn seyn."

Da glänzte Johanny's Auge; mit beyden Händen ergrif er Hellors Rechte, drückte sie vest an die Brust, und sprach mit beseelten Worten: sey mir gesegnet! Mann mit dem Himmel im Herzen, sey mir gesegnet! Der Ewiggute, der die Frommen liebt, wie die zärtlichste Mutter ihrer Jüngstgebohrnen, Er, Er segne dich, und deine Kinder und alle deine Nachkommen! —

Betend blickte er auf zum Himmel: Nimm, Ewigguter, meinen Dank für diese Erfahrung, wodurch mein Glaube an Menschengüte belebt und gestärkt wird! —

„Seht!" redete er uns seine Begleiter an, „seht, so müssen die Menschen handeln, wenn die Zeit kommen soll, welche geweihte Seher verkündigt haben, die selige Zeit, in der sich Tugend und Glückseligkeit umarmen. So müssen die Menschen handeln, wenn die Erde dem Himmel näher kommen soll!" —

„Hier habt Ihr die Summe der Lehren, die eure heiligen Bücher enthalten, im Leben dargestellt: Vollbringe treu das Werk, welches dir zunächst angewiesen ist, und hilf dann ohne Lohnsucht deinen Nachbar!"

„Wer so, wie Hellor, dem Nachbar hilft, der bedarf bloß Veran-

lassung, und er wird eben so unei≈
gennützig Wohlthäter des Vaterlan≈
des, Wohlthäter der Menschheit.“ —
Freunde, wir stehen an einem ge≈
weihten Orte. Hier möchte ich ei≈
nen Altar errichten, und die Men≈
schen auffordern: an diesem Altare
von Zeit zu Zeit das Gelübde der
Tugend zu erneuern — wenn ich
nicht wüßte, daß die Menschen nur
gar zu leicht das Mittel mit dem
Zwecke verwechselten, und fälschlich
wähnten, daß die Weihe des Orts
durch irgend eine geheime Kraft
auf sie selbst übergehe. —

„Besser ist es, die heilige Lehre
ins Herz als in Stein zu graben.“

„Mir, und gewiß auch Euch, mei≈
ne Freunde wird das Andenken an
diese Stunde heilig seyn!“ —

„Hellor, lebe wohl! wir sehen uns
wieder!“

3.

Sey einig mit dir selbst.

„Sage mir, Weiser, dem die Zukunft offen vorliegt, wie die Gegenwart: auf welchem Wege werde ich am sichersten zum Ziele gelangen! Das ist beschlossen: ich verlasse ein Vaterland, in welchem ich verkannt wurde. Ich begann meine Laufbahn im thätigen Leben als Geheim-Schreiber des Protevonts Salim; und ward es bald überdrüßig, Sclav seiner Launen zu seyn. Ich ergrif als Krieger die Waffen gegen die Feinde des Vaterlands; aber ich warf sie ab, da unbärtige Knaben mich tyrannisiren wollten. Als Kaufmann versuchte ich, das Glück in Kasten einzuzwängen; aber die vollen Kasten ließen Kopf und Herz leer. Zuletzt wurd' ich in Emma Kaditzi *); aber wie wäre es möglich, unter Land-

leu-

---

*) Kaditzi, Richter und Vorgesetzter eines Dorfs.

leuten auszudauren, die, wenn auch noch so gutherzig, doch ohne alle Geistesbildung sind. Es ist beschlossen: ich suche mein Glück jenseits des Meeres, und hoffe es in den Staaten des großen Sultans, Sally All Mansur, zu finden.

Du aber, Weiser, vor dem die Zukunft ohne Schleier steht, sage mir: auf welchem Wege ich am sichersten zum Ziele gelangen werde?

Holdan."

Als Antwort auf diesen Brief überschickte Johanny dem Holdan ein Palmblatt mit der Lehre:

„Eh' du die Reise beginnst, schaff Frieden zuvor in der Heimath;
Krieg und Verderben folgt sonst auf der Ferse dir nach!
Hast du den Frieden erkämpft: dann findest du sicher in Emma's
Ländlichen Hütten, was du jenseit des Meeres dir suchst."

4.

4.

Edelmuth.

Mein Freund Paulo stieg durch Verdienste von einer Ehrenstufe zur andern empor; und blieb bescheiden.

Als er noch Richter zu Salissa war, forderte ein Mächtiger von ihm einen widerrechtlichen Ausspruch, bat, schmeichelte, versprach, drohte; aber Paulo richtete nach Recht und Gerechtigkeit.

Der Mächtige wurde sein Feind und suchte ihn zu verderben; aber der Allmächtige schützte den Redlichen. Alnar, Paulo's Feind, bereitete sich selbst Verderben; von dem Gipfel der Ehre und des Glücks sank er in einen Abgrund von Schmach und Elend hinab. Von Allen verlassen wagte der Unglückliche, den Mann, welchen er verfolgt hatte, um Hülfe anzuflehen; und Paulo reich-

te

te ihm die erbetene Hülfe mit einer Güte, die nur der Freund von dem Freunde erwarten kann.

Da drückte ich ihn vest an mein Herz, und freute mich, einen solchen Freund zu haben. Doch blieb ich aufrecht stehen, Mann neben Mann, bey dem Bewustseyn: „auch dich würde das Glück nicht übermüthig machen; auch du könntest der Gerechtigkeit ein theures Opfer bringen; auch du wärst fähig, den gedemüthigten, unglücklichen Feind mit Schonung und Güte zu behandeln!

Da aber, als Paulo die ihm wohl bekannten Fehler eines Feindes, welcher noch Macht hatte zu schaden, und diese Macht oft leidenschaftlich benutzte, gegen Andere verbarg, und seines Feindes Vorzüge und Verdienste so laut und willig anerkannte: da neigte sich mein Geist vor dem Geiste des Edleren. Ich prüf-

prüfte mich: ob ich eines gleichen Edelmuths fähig seyn würde? und mein ehrliches Herz weigerte sich, auf diese Frage ein deutliches: Ja! abzugeben.

K. St.

XII.

Anekdoten und Charakterzüge.

I.

Miller.

Johann Peter Miller erwarb sich durch seine, auch jetzt noch brauchbaren, Schriften um die Verbesserung des Erziehungswesens große Verdienste, war ein sehr würdiger akademischer Lehrer zu Göttingen, und dabey ein vortreflicher Mensch.

Die Regierung zu Hannover bestimmte ihm einst eine ansehnliche Gehaltszulage. Er schlug sie aus, mit der Bitte: daß man sie lieber einem seiner Collegen, (dem Prof. F**) der sie ganz verdiene, und, als Vater einer zahl-

zahlreichen Familie, besser brauchen könne, ertheilen möchte. Herzlich freute sich Miller, da seine Bitte erfüllt wurde. —

Einem Studenten, der in sehr ärmlicher Kleidung zu ihm kam, schenkte er eine Weste, mit der freundlichen Anrede: „es kann mir eine besondere Freude machen, wenn ein guter Mensch ein Kleidungsstück von mir trägt. Machen Sie mir diese Freude!" Der Student fand in der Westentasche, unter dem Futter, in einem alten Stückchen Papier einen Doppel-Louisd'or. Die Umstände machten es wahrscheinlich, daß der vorige Besitzer der Weste von diesem Goldstücke nichts wisse; aber der ehrliche Jüngling eilte, das Gefundene dem rechtmäßigen Eigenthümer wieder zu geben. Mit dem Ausdruck des herzlichsten Wohlwollens sprach dieser:

„Ich habe einige schriftliche Ausarbeitungen von Ihnen gelesen, die von der Güte Ihres Kopfs zeugten.

ten. Um so mehr freue ich mich jetzt, daß Ihr Herz Ihrem Kopfe keine Schande macht. Von nun an werde ich als Vater gegen Sie handeln. Der Doppel-Louisd'or ist zu einem Kleide für Sie bestimmt; und hier nehmen Sie noch dieses Geld, um das Nöthige in Ihrem zeitherigen Logis zu berichtigen, und morgen in mein Haus zu ziehen."

Der Erzähler dieser Anekdoten hörte während eines Besuchs in Göttingen eine Vorlesung des Prof. Millers, und erinnert sich noch lebhaft, wie der selbst verdienstvolle Mann seinen Zuhörern folgende Erklärung vom Verdienste gab:

„Ein verdienstvoller Mann" sprach er in seinem traulichen väterlichen Tone, „ist, denke ich, der, welcher die Pflichten seines Amtes und Berufes auf das gewissenhafteste erfüllt, und zum Wohl seiner Mitmenschen nach Kräften beyträgt,

sey

sey es nun viel oder wenig, nur so viel als er mit redlichem Willen, in seinem Stande und nach seinen Kräften beitragen kann. So ein verdienter Mann ist z. B. der König von Preußen (der damals noch lebende Friedrich der Einzige,) der die Pflichten seines großen Regenten-Amtes musterhaft erfüllt und — der hiesige Amts- und Polizeydiener — — Sie lächeln, meine Freunde, über diese Zusammenstellung, aber mir ist es Ernst. Und ich bin überzeugt, wenn König Friedrich selbst unsern Amtsdiener kennte, wenn er wüßte, mit welcher gewissenhaften Treue dieser Mann seinen Dienst versieht, und wie herzensgut er dabey ist — ja ich bin überzeugt, er würde, eben weil er Friedrich ist, und sich auf Menschenwerth und Beurtheilung des Verdienstes so gut verstehet, nichts dawider haben, daß ich ihm einen

armen

armen Polizeydiener, in der angegebenen Rücksicht, an die Seite setzte. Beyde erfüllen die Pflichten ihres Berufs; und freylich wirkt der eine ungleich mehr Gutes als der andere, aber jeder wirkt in seinem Stande und nach seinen Kräften so viel Gutes als er kann, und darin sind sie gleich. Es kommt hienieden nicht darauf an, welche Rolle wir spielten; sondern wie wir sie spielten; denn das Wählen steht selten nur bey uns. Man kann in jedem Stande ein sehr würdiger Mensch seyn, und sich um andere Menschen Verdienst erwerben, wenn man nur in seinem Stande ganz ist, was man seyn soll, und Gutes thut, so viel man kann. Uebrigens gilt vor Gott kein Ansehen der Person und des Standes; ihm gilt der König auf dem Throne nicht mehr, als der Mann hinter dem Pflugschaar."

2.

2.

Gellert und Weber.

Gellert ging eines Tages vor Leipzigs Thoren spatzieren. Er hörte unter Schluchzen und Weinen, eine Frau rasch hinter sich her kommen, blieb stehen, und fragte die Frau, der die Bedrängniß mit den leserlichsten Zügen im Gesichte geschrieben stand: was ihr fehle? Ohne weiter auf seine Fragen zu achten, sah sie ihn mit kaum halbem Blicke an, und eilte schnell vorüber. Dieß machte, daß der edle menschenfreundliche Gellert seine Schritte verdoppelte und mit verstärktem Tone ihr nachrief: „So höre sie doch!" Die Frau blieb stehen. „Was ist ihr?" fragte er. „Ach lieber Gott!" antwortete sie klagend und unter einem Strom von Thränen: „dort hinten in der Straße, in dem kleinen Häuschen mit Schindeln gedeckt, da liegen mein Mann und meine vier armen Kinder krank! Ich habe

seit

seit fünf Wochn nichts verdienen können, wir sind dem Kaufmann X.. 30 Thaler schuldig, der will nicht länger warten. Eben jetzt komme ich von ihm her, ich wollte ihn um Nachsicht bitten, da hat er mich aber bedroht, daß wir heute aus dem Hause geworfen werden sollten, wenn wir ihn nicht auf der Stelle bezahlten. Ich arme Frau, was fang' ich an, mit meinem kranken Mann, und mit meinen armen kranken Kindern? Wenn wir doch allezusammen nur schon unter der Erde lägen!"

Gellert beruhigte sie, versprach ihr Hülfe, nahm sie mit sich in seine Wohnung, schloß das Schreibepult auf, suchte und brachte glücklich 30 Thaler zusammen, die er der armen Frau gab.

„Nun, sagte er, gehe sie hin und bezahle sie! aber nicht eher als in einer Stunde; hört sie das? in einer Stunde!"

Die

Die Frau gab durch Nicken zu erkennen, indem sie ihre Thränen trocknete, daß sie seinen Willen befolgen wolle. Indeß machte sich Gellert auf, und ging zu dem reichen ihm wohlbekannten X.., den er eben mit Zählen einer großen Summe beschäftigt fand. X.. strich sein Geld in den Kasten, und die Fragen: Was steht zu Befehl? Womit kann ich dienen? — schwebten ihm schon auf der Zunge, indem er aufstand, doch besann er sich noch zur rechten Zeit, daß es Gellert sey, der ihn besuche. Verlegen, doch freundlich, begrüßte er ihn mit einer andern Höflichkeitsformel.

„Von Ihnen kann man gewiß noch manches lernen„ sprach Gellert, „denn, ein so gesegneter Mann, wie Sie, der wird es doch nicht unterlassen, von seinem Reichthum den schönsten Gebrauch zu machen. Da können Sie dann über die große Kunst, Andern wahrhaft wohl-

zuthun, uns manche heilsame, aus Erfahrung geschöpfte Lehre mittheilen."

Herr X.., der gar nicht wußte, worauf das gehen sollte, und halb noch seine Gedanken bey dem Gelde hatte, antwortete: „Ganz recht! schon recht! Ja ja!" — Gellert aber fuhr fort mit Wärme von den Freuden des Wohlthuns und der Menschenliebe zu reden. Selbst gerührt, im Andenken an die arme bedrängte Frau, hätte er dem Auge des Geitzigen beynahe eine Thräne entlockt, als eben die Frau hereintrat, und hastig ihre 30 Thaler auf den Tisch legte mit den Worten: „Da haben Sie! Nun geben Sie mir aber auch das Brieschen, das mein Mann geschrieben hat, damit sie uns nicht aus dem Hause werfen!"

Herr X.., durch das Kommen und das Benehmen der Frau in Verlegenheit gesetzt, antwortete: „Ey, das hätte ja

Zeit

Zeit gehabt, wie kann sie doch nur so — — Sie sieht ja, daß ich Besuch habe! Und weiß doch — Es hätte ja damit noch Zeit gehabt" — In dem Augenblicke aber vergaß er sich, und zählte: 10, 20, 30. —

„Ja, Zeit hin, Zeit her," sagte die Frau; „Sie haben mich heute früh hart angelassen! Und einen kranken Mann und vier kranke Kinder zu haben, wenn man um 30 Thaler aus dem Hause geworfen werden soll — — Da bin ich da dem — — (Gellert winkte ihr zu schweigen — aber die Frau fuhr fort:) „wenn Sie mir auch winken, ich sag es doch! — — Da bin ich da dem Herrn begegnet, und der hat mir das Geld gegeben!"

Der karge Reiche, hierüber betroffen, blickte bald Gellerten bald die Frau an, kämpfte sichtbar mit sich selbst, und erkämpfte einen Entschluß, den Gellert

gewiß nicht erwartete. „Hier“ sprach er zur Frau, „hat Sie Ihren Schein, und da nehme Sie Ihre 30 Thaler; gehe Sie nach Hause, und warte Sie Ihren kranken Mann und Ihre kranken Kinder — “ Zu Gellert aber sagte er: Herr Professor, ich sehe, daß Sie nicht bloß schön reden und schreiben, nein, daß Sie auch eben so schön handeln können! Und um meine begangenen Fehler einigermaßen wieder gut zu machen; so erlauben Sie mir, daß ich Sie zu der kranken Familie begleiten darf, damit Sie mich nun auch als einen wohlthätigen Mann kennen lernen, da Sie mich bisher vielleicht nur als Mitleidslosen gekannt haben.

Sie gingen mit einander, und fanden wirklich eine sehr arme unglückliche Familie. Gellert übernahm es, den Leidenden ärztliche Hülfe zu verschaffen; und der Kaufmann versprach: die Kranken mit labenden, stärkenden Speisen und Getränken zu versorgen.

Von

Von Kummer und Sorge nicht mehr gebeugt, konnte die Frau nun eine um so aufmerksamere Krankenwärterin seyn, und zweckmäßige Arzneyen, und stärkende Nahrungsmittel stellten die Kranken in kurzer Zeit ganz her. Doch der gebesserte X.. that noch mehr. Dem wieder gesund gewordenen Mann gab er Arbeit; seinen ältesten Sohn nahm er zum Markthelfer an. Für die noch übrigen kleinen Kinder bezahlte er das Schulgeld, und wollte dann auch für sie sorgen, daß sie einmal ihr Fortkommen fänden.

Der ehemalige Universitätsprediger zu Göttingen und nachmaliger Professor zu Jena Weber erzählte diese Anekdote, doch freylich nur auf das Zeugniß Anderer. Läßt sich nun gleich die Wahrheit der Geschichte nicht verbürgen; so ist sie doch eines Gellerts nicht unwürdig,

dig, und von einem Manne erzählt worden, der selbst in Gellerts Geiste zu handeln gewohnt war. Als Beleg für diese Behauptung mag folgende Thatsache von ihm, dem guten Weber, dienen. Weber war als Professor in Jena öfters kränklich. Er litt an Hypochondrie. Einst wandelte ihn ein solcher Anfall von Krankheit an, und er machte (wie er gewöhnlich in solchen Fällen zu thun pflegte) eine Fußreise nach Weimar, zu seinen Schwiegereltern. Am Steiger bey Jena traf er einen schon bejahrten Mann, der einige Säcke mit Kohlen auf seinem Schiebebocke den Berg hinauf fahren wollte, aber ermattet niedersank, weil die Last für jugendliche Kräfte berechnet war. Da band Weber sein Taschentuch vorn an den Schiebebock, stemmte sich mit Hülfe seines Stockes, gegen den Berg, und half so an dem Karren ziehen, daß ihm der Schweiß über die Wangen lief! Bisweilen hatte er sich wenn er unversehens

sehens schwankte, an dem Schiebebocke erhalten müssen, um nicht zu fallen; hatte dann Kohlenstaub an die Hände bekommen und mit diesen Händen voll Kohlenstaub sich wieder, in seinem Dienste, den Schweiß von der Stirne gewischt. Da fand nun zwischen ihm und dem Kohlenmanne, wenn es auf die Schwärze des Gesichts ankam, kein Unterschied mehr statt. So begegnete ihnen ein Landprediger, der den Professor Weber zu erkennen glaubte, aber doch nicht recht wußte: ob er hier seinen Augen trauen dürfe. Indeß zog er den Hut vor der seltenen Vorspanne ab, und rufte, indem er hinterher sah, zweifelhaft nach: „Herr Professor Weber sind Sie es oder nicht?“ „Ich bin es, Herr Pastor!“ antwortete Weber. Der Pfarrer kehrte zurück und (auch er hatte Sinn für das Gute) bezeigte dem Manne seine Ehrerbietung, welcher bey eigener Schwäche einem andern Gedrückten seine Last erleichterte, und ihm

einen

einen so beschwerlichen Dienst leistete. Er spannte sich hierauf neben Webern und half mit ziehen, bis der Berg erstiegen war.

3.

Der dankbare Russe.

Im Frühlinge des Jahrs 1801 kamen einige hundert Mann von den Russen, die aus der französischen Gefangenschaft in ihr Vaterland zurück marschirten, eines Tages nach Lobstadt bey Borne in das Nachtquartier. Da waren bey ihrem Einmarsche unzählige Menschen aus der umliegenden Gegend herzugeströmt, diese Fremdlinge zu sehen; und zu Hause bemühten sich die Wirthe, ihnen, als seltenen Gästen, einen guten Abend zu machen, und sie mit Essen und Trinken wohl zu versorgen. Unter andern kam ein gemeiner russischer Soldat zu einer alten Frau in das Quartier, und war, wie anderwärts seine Cameraden alle, nicht nur gut verpflegt, sondern auch gleich Anfangs mit einer besondern Freundlichkeit von ihr empfangen worden. Jeden Dienst leistete

sie

sie ihm mit jener sprechenden Bereitwilligkeit und Gefälligkeit, wodurch bey jedem Menschen der Werth der Gabe selbst noch um vieles erhöht wird. Und dieses alles hatte die gewöhnliche gute Wirkung bey dem russischen Krieger nicht verfehlt, denn es regten sich in ihm alle die schönen Gefühle des dankbaren Herzens, das auf Erwiederung sinnt, und hierin selten das Wahre verfehlt. Als nemlich an dem andern Morgen dieser herzvolle Russe der alten lieben guten Frau seine dankbare Gesinnungen zeigen, und ihr sagen wollte, daß er es erkenne, wie sie es ihm habe so wohl gehen lassen: so versuchte er es auf mehr als eine Art, sich ihr verständlich zu machen. Blick, Stellung, Handschlag; alles sollte ihr den Dankbaren zeigen, damit er dann beruhigt von ihr scheiden könne. Aber noch glaubte er nicht völlig in seiner dankbaren Gesinnung von ihr verstanden zu werden; noch genügte ihm die Art seines dankbaren Ausdrucks

nicht ganz. Er wollte sich ihr begreiflicher machen. Da stellte er sich in Parade vor seine Wirthin hin und präsentirte das Gewehr — mit der vesten Zuversicht: daß sie dieses vollkommen verstehen müßte; und so schied er.

Diese Geschichte hatte mich gerührt; und wem ich sie hernach erzählt habe, dem ging es eben so. Jeder fand etwas das Herz ansprechendes darinne. Wahre Dankbarkeit ist ein unverkennbarer Zug von Herzensgüte; und diese Güte des Herzens adelt den Menschen auch in dem ärmsten und niedrigsten Stande! Und die Tugend des reinen guten Herzens, so schmucklos auch ihr Ausdruck seyn mag, wird dennoch überall als wahre Tugend mit Achtung und Wohlgefallen zugleich erkannt.

XIII.

Die Zauberlaterne.

Ein junger Zeichner und Maler, dessen früher Tod ein großer Verlust für die Kunst war, hatte den Einfall, die bekannte Zauberlaterne zu einem höhern Grade von Vollkommenheit zu bringen; so, daß man vermittelst derselben Figuren in Lebensgröße mit schärfern Umrissen, lebhaftern Farben und stärkern Schatten, als gewöhnlich, auf einer dunkeln Fläche darstellen, auch ihre Stellung gegen einander verändern und so gleichsam lebende Gemälde hervorbringen könnte. — Kenner dieser optischen Maschine werden leicht einsehen, daß sie einer solchen Verbesserung fähig ist.

Für dieses Zauberspiel wollte er eine Reihe von Zeichnungen entwerfen, und darin die Menschen seines Zeitalters — die Menschen, wie sie wirklich sind, im Kontrast mit dem, was sie seyn könnten und sollten — in wirklichen Handlungen und Auftritten des gesellschaftlichen Lebens darstellen. Er glaubte, mit Hülfe dieser Maschine, wobey die Kunst weder in den begrenzten Raum einer Ebene, noch auf einen Augenblick der Handlung eingeschränkt wäre, sondern wo in demselben Raume mehrere Gegenstände einander ablösen und ihre Stellung verändern könnten, seinen Sittengemälden weit mehr Wahrheit, Leben und Mannichfaltigkeit geben zu können, als es sonst auf der unbeweglichen Leinewand möglich wäre.

Dieser Künstler hatte einen Freund, der sich gerne damit beschäftigte, das Thun und Lassen der Menschen zu beobachten, ihre innern Empfindungen durch

den äußern so oft verstellten Ausdruck der Geberden wahrzunehmen, die wahren Triebfedern ihrer Handlungen zu erforschen, ihre Reden in die Sprache der Gedanken zu übersetzen, und dabey zu bemerken, wie weit jede verschiedene Art zu denken, zu empfinden und zu handeln, sich seinem Ideal vom Menschen, wie er seyn sollte und könnte, näherte, oder davon entfernt bliebe. Bey seiner unabhängigen Lage und seinen bürgerlichen Verhältnissen konnte er dieser Lieblingsbeschäftigung so oft und viel er wollte nachgehen, den Stoff dazu unter allen Ständen und Classen der Menschen aufsuchen, und seinen Aufenthalt nach Gefallen verändern. Mit diesem Freunde hatte der Künstler die Verabredung getroffen, daß er ihm die Gegenstände zu seinem Sittengemälde auswählen, und kurze erklärende Beschreibungen davon aufsetzen sollte, welche bey der Vorstellung derselben abgelesen werden könnten. Auf solche Weise wollten diese beyden Freun-

de der Kunst und der Sittlichkeit die Zauberlaterne, welche gewöhnlich nur als ein Kinderspiel gebraucht, und durch die schmutzigen Karrikaturen, die man oft in den gewöhnlichen auf den Kauf gemachten, und meistens auch zu höherm Zwecke untauglichen Maschinen dieser Art findet, veredeln und zu einer geschmackvollen, angenehmen und vielleicht auch nützlichen Unterhaltung machen. Allein der Tod wand dem Künstler den Pinsel aus der Hand, ehe er noch das erste Gemälde vollendet hatte. Sein Freund behielt nun die bereits entworfenen Beschreibungen für sich, und setzte sie zum Andenken des Verewigten fort. So oft ihm ein malerischer Auftritt in dem tragikomischen Schauspiele des menschlichen Lebens vorkam, dachte er: wie würde mein Lorenzo diese Engel, Teufel und Menschen gezeichnet und zusammen gruppiret haben? und beschrieb das Bild, das ihm seine Phantasie eingab mit Worten. Die meisten Aufsätze zerriß er dann wieder im Unwil-

willen, daß es nur Gedanken waren, denen die Hand des Bildners fehlte, sie durch einen angemessenen Körper sicht- bar zu machen. Doch entging eine Anzahl solcher Skizzen diesem Schicksale, die mir der Freund Lorenzo's, in den letzten Jahren seines Lebens auch mein Freund, zu freiem Gebrauch überlassen hat. Ich ließ ein paar Bogen davon drucken, als Anfrage: ob das Publikum die ganze Sammlung zu haben wünsche? Da die Antwort nicht ungünstig ausgefallen ist: so bin ich Willens, in jedem Bande der Abendstunden ein Kapitel der Zau- berlaterne zu widmen.

Uebrigens scheint es mir selbst, als wenn die meisten dieser Gemälde, oder eigentlicher, dieser zu künftigen Gemäl- den entworfenen Beschreibungen, eine lebhaftere Darstellung und mehr physio- gnomische Auszeichnung vertragen könn- ten — was besonders der Fall bey al- len denen Stücken ist, welche der Ver- fasser entwarf als sein Lorenzo noch leb-

te; — und denen Lesern, welche dies mit mir vermissen, sage ich, was mein Freund mir selbst darüber sagte: „Ich kannte meinen Lorenzo, seinen Geist und seine Kunst zu gut, als daß ich ihm hätte alle Züge vorzeichnen sollen. Ich gab ihm nichts, was seine Einbildungskraft ihm ungleich schöner und besser als meine Feder geben konnte. Meine Beschreibung wollte ich erst dann vollenden, wenn ich das von ihm ausgemalte Bild vor mir hätte.“

Auch ist es mir unlieb, daß er den Schleier oft zu dichte gewebt, und manches sogar in das Gewand der Fabel eingekleidet hat. Aber er lebte in einem Zeitalter, in welchem Wahrheit und Sittlichkeit kaum anders als im Mantel und Maske vor dem Publikum erscheinen durften. Jetzt ist das freilich ganz anders in unsern aufgeklärten Zeiten, wo gewiß kein treuer Diener des Staats deswegen in Ungnade fällt, weil er seinem

Fürsten pflichtmäßig die Wahrheit sagt und ihn vor Unrecht warnt; wo kein Sultan und Oberbonze die Menschen zwingt, Augenschirme zu tragen, wenn sie bey gesunden Augen des Schirmes nicht bedürfen, oder in armseligen Hütten zu wohnen, wenn sie Lust und Vermögen haben, sich ein bequemeres und und lichteres Haus zu bauen; wo kein Mann, der seine eigenen Augen nicht mit Ehren sehen lassen darf, goldene Ketten zur Belohnung erhält, weil er die Nothwendigkeit der Augenbinden für gesunde Augen vertheidigte; — zu einer Zeit, wo die Wahrheit in Pallästen wie in Hütten laut reden darf, und gerne gehöret wird; kurz, wo man alles darauf anlegt, die Menschen weiser und besser zu machen: da ist das freylich ganz anders! Indessen hielt ich mich doch nicht für berechtigt, zu ändern, was nicht zunächst für diese glücklichern Zeiten geschrieben war. —

1.

Konstanzio.

Sultan Mansor, der hier unter seinen Räthen steht, hat zuweilen Anwandlungen vor Gerechtigkeitsliebe und Pflichtgefühl. Nur Schade, daß der Mann, der ihm zur Rechten steht, ein arglistiger Höfling, sich des Sultans Gunst und Zutrauen erschlichen hat! Mansor legt seinen Räthen einen Plan zur Prüfung vor, der ihm und seinem Lande sehr vortheilhaft ist, aber nur nicht ohne Ungerechtigkeit gegen seinen Nachbar ausgeführt werden kann. Der Mann da rechter Hand hat den Plan entworfen, und, freylich fein und versteckt, doch sicher genug, so entworfen, daß er selbst davon den besten Gewinn hat. Darum blickt er nun so unmuthsvoll, so grimmig auf den Edlen, der unter allen am geradesten dem Sultan gegenüber steht. Konstanzio ist sein Name. Der Edle spricht;

seht seine veste Stellung, sein offenes Auge, das Seelenvolle in seinem Blicke! — Er spricht gewiß für Wahrheit und Recht!

Er beweiset seinem Herrn: „daß es Staaten so wenig als einzelnen Menschen erlaubt sey, ihr Glück auf Ungerechtigkeit zu gründen, daß keiner den andern bloß als Mittel behandeln dürfe; daß eine ungerechte That, welche man in Gesellschaft von Tausenden vollbringe, darum nicht minder ungerecht sey, als wenn man sie allein gethan hätte; so wie der Straßenräuber in der Bande nicht weniger strafbar sey als der einzelne Straßenräuber; daß die bürgerliche Gesellschaft, die ihre Glückseligkeit nicht auf Gerechtigkeit stütze, die sich alles erlaube, was ihr Nutzen bringt, an moralischem Werthe vor einer Räuberbande wenig voraus habe; und daß es sehr schlimm um die Menschheit stehen würde, wenn das Recht des Stärkern, das Löwen- und Tigerrecht entscheiden sollte.“

„Wir,

„Wir, fährt er fort, unterdrücken unsern schwächern Nachbar; wie nun, wenn ein anderer, mächtiger als wir, uns Gleiches mit Gleichem vergilt? — Beherrscher und Vater deines Volks! Wenn Klage vor deinen Thron käme: deine Unterthanen in irgend einem Dorfe hätten den Wald ihrer Nachbarn verwüstet, damit diese genöthigt würden, das Holz von ihnen zu kaufen, oder hätten sie gezwungen, ihnen Sclavendienste zu thun — wie strenge würdest du die Ungerechten bestrafen! Und das von Rechtswegen! Gerechter Sultan, könntest du die That, die du an Einem Dorfe bestrafst dann billigen, wenn mehrere Dörfer und Städte sie vereinigt thun?“

So spricht der Edle. Und die Wirkung seiner Rede auf die Zuhörer? —

Der mit dem wohlgenährten Angesichte, beyde Hände auf dem dicken herabhängenden Bauche, neben dem Manne mit der Hölle im Auge, denkt an die

Mittagsmahlzeit. Sein Nachbar, so wie die beyden, die nach ihm in der Reihe folgen, beobachten die Miene des Sultans, spähen, wie ihm die Rede gefalle, um darnach ihr Urtheil einzurichten. Der fünfte beobachtet in gleicher Absicht die Miene des ersten Raths; dessen Geschöpf er ist. Der, neben dem braven Redner linker Hand, blickt zur Erde! er fühlt seine Kleinheit neben dem großen Manne. Das Mienenspiel seiner beyden Nachbarn sagt! Der Narr da will sich zeigen! Der einzige dort am weitesten vom Sultan Entfernte, hört dem Redner mit dem Ausdrucke des innigsten Wohlgefallens zu. Und Mansor kämpft mit sich selbst. Er erkennt die Wahrheit; aber diese Wahrheit behagt ihm jetzt nicht, und er ärgert sich über den Widerspruch.

Jetzt entläßt er seine Räthe. —

Der zweyte Auftritt. Mansor mit seinem ersten Rathe allein. — —

Dieser hat eben dem Sultan die Rede des Hofschulmeisters, wie er ihn spöttisch nannte, lächerlich gemacht, noch einmal die schöne, das heißt die nützliche Seite des Plans im hellern Lichte gezeigt, seinen Herrn auf das große Verdienst, das er sich dadurch um seinen Staat erwerben, auf die Ehre und die vermehrte Macht und Einkünfte, die er davon haben würde, aufmerksam gemacht, und, so im Vorbeygehn, den kleinen Umstand angeführt: daß Konstanzio mit gewissen Leuten im Bunde stehe, welche wegen freyer Grundsätze verdächtig geworden, ja sogar beschuldigt worden wären, daß sie an den Unruhen in der Provinz Gallina Theil genommen hätten. — Doch wolle er hiemit keinesweges die Treue und den Diensteifer des Raths Konstanzio verdächtig machen.

Mit dieser Schlußrede im Munde hat ihn der Künstler hier aufgestellt. Seht sein freundliches Lächeln, die blinzenden

Au-

Augen, die aufgezuckten Schultern, den gesenkten Kopf, die an die Brust gelegte rechte Hand — o wer könnte die gute Absicht des Mannes verkennen? Er kann ja nichts dazu, daß dem Sultan die hingeworfenen Worte so auffallen.

Der Plan wird ausgeführt, und jener edle Mann — in Gnaden entlassen.

Seht hier den Edlen noch einmal in seinem Zimmer! Er weiß, daß er verurtheilt und seines Amtes entsetzt ist; aber wer sieht ihm dies an? Er weiß, daß ihm seine Ehrenstelle genommen ist; aber sieht er nicht so stolz, als hätte er an Ehren gewonnen? Welche Ruhe und zugleich welche hohe Würde in seinem Angesicht! — Wie er so heiter zum Himmel aufblickt!

Versteht ihr es, was es in der Bibel sagen will: Stephanus sah den Himmel offen und da ward sein Angesicht wie das Angesicht eines Engels! —

Es thut dem Herzen wohl, an diesem Bilde zu weilen; und dabey zu denken: „er ist deines Geschlechts!" wie erhebt das die Seele! — Wer wollte nicht lieber dieser Edle — und wäre es auch im Kerker und wäre es auch auf dem Blutgerüste — dennoch lieber dieser Edle, als seines Sultans Günstling, und als sein Sultan selbst seyn?

2.

Das Zucht- und Besserungs-Institut.

Ein neuer Ankömmling wird seinen künftigen Gesellschaftern vorgestellt. — Zwölf Verbrecher gegen den Staat und seine Gesetze müssen, zur wohlverdienten Strafe, ihrer Freyheit beraubt, in diesem dumpfen Keller bey kümmerlicher Kost und saurer Arbeit für ihre Verbrechen büßen. Alle tragen das Gepräge der Verworfenheit auf der Stirne; den einzigen ausgenommen, der so traurig zur Erde nieder blickt, indeß die andern frech und mit teufelischem Lachen den neuen Gesellschafter begrüßen. Wie dieser einzige mit menschlichem Angesichte unter jene Rotte gekommen sey, habe ich nicht erfahren können. Der Oberaufseher des Instituts, den ich darum fragte, wußt' es nicht, und der Prediger, antwortete mir: „ich halte mit den Züchtlingen die vorgeschriebenen Betstunden,

den, und bekümmere mich weiter nicht um sie. — "

Der neue Ankömmling ist ein Knabe von vierzehn Jahren; ein unehliches Kind, dessen Mutter vor Gram starb, da ihr Verführer sie verließ, die Richter sie bestraften, die Welt sie verachtete. Der Knabe wurde bis in sein vierzehentes Jahr im Waisenhause erzogen, wollte dann ein Handwerk erlernen, wurde aber von keinem Meister angenommen, weil er ein unehliches Kind war. Da lehrte ihm die Noth stehlen, und brachte ihn ins Zuchthaus.

Armer, armer Knabe! Mit dieser schuldlosen Miene, mit diesem geistvollen Auge, so früh in einer Gesellschaft von Teufeln! — o gewiß, du hattest Anlage ein guter Mensch zu werden! — Und nun? — Doch er soll nur Ein, höchstens zwey Jahre unter jenen Unmenschen bleiben, und dann, durch Lehre und Beyspiel gebessert, in die menschliche Gesellschaft zurückkehren!

3.

Hierophantis.

Im Lande der Hierophantiten wurde in ältesten Zeiten die Gottheit unter dem Bilde der Sonne verehrt, und ihre Gottesverehrung war damals äußerst einfach. Früh ein Gebet bey Sonnenaufgang an die Quelle alles Segens, an den Geber aller guten Gaben: „Gieb uns was uns nützlich ist, laß uns fromm und gut seyn, und brüderlich uns unter einander lieben!“ Dies und ein wirklich frommes schuldloses Leben war ihre ganze Gottesverehrung. Da fand man aber für gut, einige fromme und weise Männer als öffentliche Lehrer anzustellen. Die Lehrer erfüllten ihre Pflicht und das Volk hörte sie gern, und hielt sie hoch in Ehren. Aber einige unter ihnen blähte die Ehre auf; die Habsucht verband sich mit dem Ehrgeitze, aus wohlthätigen Volkslehrern wurden — Priester. Zwar erfüllten sie noch

zum Theil ihre edlere, wohlthätige und ehrwürdige Bestimmung, Lehrer des Volks zu seyn, aber doch nur zum Theil. Den meisten war das Lehramt Nebensache, und Hauptsache das Priesterthum; und die, welche noch nebenher lehrten, waren nur selten Lehrer der Weisheit und Tugend. Aus der einfachen Gottesverehrung ward eine künstliche Priesterreligion; die Sonne ward zum Sohne der Gottheit; der Oberpriester zum Sohne der Sonne; und über die Söhne vergaß man des Vaters. An die Stelle der reinen Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, traten prächtige Bilder und prunkvolle Ceremonien, und neben den Sonnentempeln stiegen Palläste für die Sonnenpriester empor. Es ward zum Glaubenssatze: daß nur die Geweihten der Sonne — dem Sultan und seinen ersten Dienern wurde diese Weihe mitgetheilt — in tempelähnlichen Pallästen, alle Ungeweihte aber, zur Bezeichnung ihres Abstandes von der

Sonne, in niedrigen dunkeln Hütten wohnen müßten. Dieser Glaube hatte beyläufig noch das Gute, daß die Ungeweihten, je weniger sie in ihren Hütten für sich brauchten, desto mehr für die Geweihten geben und arbeiten konnten.

Der Obersonnenpriester mußte einst wegen Augenschwäche einen Schirm tragen. Einige seines Ordens, deren kranke Augen, eben so, wie die des Sonnensohnes, die Sonnenstralen nicht vertragen konnten, bedienten sich, wie er des Augenschirmes; andere thaten es nach, weil es der Oberpriester that, und noch andere, weil es ihnen erwünscht war, ein Mittel gefunden zu haben, daß ihnen ehrliche Leute nicht ins Auge sehen könnten. Jetzt hatte der Oberpriester den Einfall, allen Verehrern der Sonne zu gebieten: zum Zeichen ihrer tiefen Verehrung gegen die Sonne, Augenschirme zu tragen; und legte eine heilige und bey ihrer

Hei=

Heiligkeit überaus einträgliche Fabrik von geweihten, und durch die Weihe mit geheimen wunderbaren Kräften versehenen Augenschirmen an.

Jahrhunderte blieb es so. Die Ungeweihten verkrüppelten in niedrigen Hütten, die Geweihten wohnten in Pallästen; alles Volk, geweiht und ungeweiht trug Augenschirme, und niemand zweifelte, daß dies zur Frömmigkeit nothwendig wäre, bis ein unbedeutender Zufall eine wichtige Revolution veranlaßte. Ein für einen Hierophantiten ungewöhnlich großer Mann, bat bey seinen Obern um die Erlaubniß, seine Hütte nur um etwas erhöhen zu dürfen, weil er nicht aufrecht darin stehen könne: und die Bitte wurde ihm abgeschlagen. Dein Vater, sagte man ihm, und dein Großvater waren mit ihrer Wohnung zufrieden; willst du mehr seyn als sie?

„Aber für sie war die Hütte hoch genug, für mich aber paßt sie nicht mehr. Und ich dächte doch, das Haus wäre um des Bewohners willen da, der Bewohner nicht um des Hauses willen."

„Nicht räsonirt in Glaubenssachen! Kannst du nicht stehn, so liege!"

Im Zorn über die erhaltene abschlägliche Antwort, fing er an über Dinge, die er sonst ohne Untersuchung geglaubt hatte, nachzudenken, erschrack anfänglich selbst über die Resultate seines Nachdenkens, wurde aber von Tage zu Tage damit vertrauter, theilte sie seinem Freunde, bald mehrern Andern mit; und in kurzer Zeit baten Tausende um die Erlaubniß, sich bessere Häuser erbauen, und den Augenschirm, wenn ihre gesunden Augen das Licht ertragen könnten, ablegen zu dürfen. Auch bat man beyläufig um die Abschaffung einiger Mißbräuche, wodurch das Volk zu Boden gedrückt würde.

Da versammleten sich der geistliche und weltliche Rath, unter dem Vorsitz des Obersonnenpriesters. — Seht hier die hohe Versammlung! — und rathschlagten unter einander: wie man dem gefährlichen Unglauben, welcher der Religion und dem Staate den Umsturz drohe, am sichersten entgegen arbeiten könne?

„Mein Rath spricht dort ein Diener des Sultans von der weltlichen Bank, wäre der: man gäbe nach, so viel man mit Ehren nachgeben könnte; man verkürzte vor der Hand die Augenschirme aus Sorge für die schwächern Augen, welche das volle Licht mit einem Mahle nicht ertragen möchten; man ließe jedem sich sein Haus bauen, so gut er's könnte, und schaffte nicht blos die Mißbräuche ab, die das Volk dafür erkannte, wenn es wirklich Mißbräuche wären, sondern auch die andern, um deren Abstellung es noch nicht gebeten hat."

Wie ergrimmt der Oberpriester über den abscheulichen Rath! — Gewalt soll

man brauchen; das ist sein Vorschlag; und der wird ausgeführt. Die Anführer der sogenannten Aufklärerbande werden Landes verwiesen; die Andern müssen Buße thun, und ihre gefährlichen Irrthümer abschwören; und hier wird ein Mann, der ritterlich gegen die Aufklärerbande gekämpft hat — Schade, daß wir ihm wegen seines Schirmes nicht in die Augen sehen können, um uns vor Leuten mit solchen Augen zu hüten! — Er ist halb Priester und halb Hofmann — mit einer goldnen Kette vom Sultan, und mit einem dreymal geweihten Augenschirme vom Oberpriester beschenkt.

So glaubte man das Feuer, welches die Tempel der Sonnenpriester zu verzehren drohte, gelöscht zu haben. Man irrte sich. Seht! Hier lodert es im eigentlichen Verstande in lichten Flammen auf — die Hierophantiten verbrennen ihre Augenschirme! —

4.
Die Jäger.

Namur, Sultan von Kassia, liebte die Jagd. Man gönnte ihm dieß Vergnügen; denn es stählte seine Gesundheit, vertrieb den Dämon böser Laune — und es ist besser Thiere als Menschen zu hetzen! Aber daß sein Oberjäger die Hirsche und Schweine in ganzen Schaaren hegte, und daß diese dem armen Landmanne die Früchte seiner sauren Arbeit vernichteten, das war nicht recht. Nach manchem vergeblichen Wege, gelang es endlich den Bauern, dem Sultan selbst ihre nur allzu gegründete Klage vorzutragen. „Herr, sprachen sie, deine Thiere fressen uns auf, wenn du uns nicht schützest, oder uns wenigstens das Recht der Nothwehr erlaubst — was uns Menschen gegen die Thiere jetzt verwehrt ist. Wir wissen es, daß du uns, deine treuen Kinder, mehr als deine Hirsche und Schweine liebst; allein, du

weißt es gewiß nicht daß dein Oberjäger anders denkt, daß er ganze Heerden dieser Thiere hegt, die uns unser Brod rauben. Darum bitten wir dich, lieber Vater, schütze deine Kinder gegen deine Jäger und seine Thiere!"

„Gebt euch zufrieden," antwortete er ihnen liebreich, „gebt euch zufrieden, Kinder! die Sache soll untersucht und euch geholfen werden. Nein, ich will kein Vergnügen mit den Thränen meiner Unterthanen erkaufen."

So sprach der gute Fürst, und schickte seine Räthe ab, die Sache zu untersuchen. Sie suchten, aber fanden kein Wild; weil sie nicht da suchten, wo es zu finden war, und wohin es der Oberjäger vor ihrer Ankunft hatte treiben lassen. —

Wie ihr hier die Bauern seht, haben sie eben auf ihre Klage den Bescheid erhalten: „Den unruhigen Köpfen, die

sich erfrechten, den Sultan selbst so schändlich zu belügen, und einen treuen Diener bey ihm zu verläumden, sey zwar aus großer Gnade für dieses Mahl die wohl verdiente Strafe erlassen; allein im Wiederholungsfall eines so strafbaren Verbrechens, würden sie mit der Kanutte zur Ruhe gebracht werden."

Da steht ein Theil wie vom Blitz gelähmt; dort ballt einer grimmig die Faust; einige fluchen; andere heben die Hände zum Himmel empor, weinen und beten — fast scheint es aber, als wäre ihr Gebet nur ein gemilderter Fluch.

5.
Der Kerker.

Weilet an diesem Kerker! Zwar ist sein Anblick an sich schrecklich, der Anblick dieser unterirdischen Höhle, in welcher der Gefangene nicht aufrecht stehen kann, und in Moder und Fäulniß — ach es ist schrecklich!

„Und das ist ein Kerker für Menschen? Welcher grausame Tyrann hat ihn erbauen lassen?"

Freylich war es ein grausamer Tyrann. Indessen gereicht ihm doch das zu einiger Entschuldigung, daß er ihn nur für einen der abscheulichsten Verbrecher, für welchen der Tod eine zu gelinde Strafe schien, bestimmte, und daß er in einem barbarischen Zeitalter lebte. Er glaubte wahrscheinlich nicht, daß in spätern Zeiten auch Vergehungen von geringerer Art so unmenschlich bestraft werden würden; daß so gar Angeklagte,

die ihrer Verbrechen noch nicht überwiesen wären, ja, daß selbst Unschuldige, aus bloßem Verdacht, in diese Hölle würden hinab steigen müssen.

„Unschuldige?“ —

Eben jetzt wird einem Unschuldigen, welcher zwey Jahre hier lebendig begraben lag, der Kerker geöffnet, da seine Unschuld endlich entdeckt ist.

Da bringen ihm die Gefangenwärter — Gott welch ein Mensch! Todtenblässe! — Verwesung! —

Noch scheint er zu leben. Doch jetzt — jetzt sinkt er hin! Der Lebensfunke verlosch beym Anwehen der freyen Luft, die er so lange hatte entbehren müssen. Er hat ausgelitten! —

6.

6
Die Gesetze.

Einige Bürger unterreden sich hier mit ihrem Stadtrichter.

Bürger. Herr Richter! Wir haben gehört, es sollten künftig alle neue Landesverordnungen nicht mehr in der Bürgerversammlung vorgelesen, sondern oben über der Glocke an unserm Kirchthurm angeschlagen werden; daß wir sie dann zwar sehen, aber nicht lesen könnten. Und da wollten wir doch —

Richter. Was? Seyd ihr gescheut, Leute? Ha! Ha! Ha! — Wenn ihr die Verordnungen nicht lesen könnt, wie könnt ihr sie denn befolgen!

Bürger. Das dachten wir freylich auch, und wollten nur fragen ob wir denn gleichwohl bestraft würden, wenn —

Richter. Sagt mir nur, ob ihr im Ernst von eurer weisen und gerechten Obrigkeit so etwas befürchten könnt?

Bürger. Herr Richter, der jüngst verlohrne Proceß hat uns furchtsam gemacht.

Richter. Ja das war etwas ganz anderes. Eure Sache ist nach Recht und Gesetz entschieden worden.

Bürger. Dürfen wir denn wohl den Herrn Stadtrichter bitten, daß er uns die Gesetze, nach welchen wir sind gerichtet worden, einmahl zu lesen gebe?

Richter Ja ihr lieben Leute, die könnt ihr nicht lesen. Sie sind in einer fremden Sprache geschrieben, die ihr nicht versteht.

Bürger. In einer Sprache die wir nicht verstehn? — Wir sind nach Gesetzen gerichtet worden, die wir nicht lesen können? — Da sind sie ja für uns so gut als oben an den Kirchthurm angeschlagen!

Richter. (in sichtbarer Verlegenheit) Leute! — Ihr Leute! — (mit erzwungener Gravität) Geht, und räsonirt nicht!

K. St.

XIV.

Kleine Beiträge
zur Philosophie für's Haus.

1.

Aldin und Emmed.

Aldin. Was ist die Summe der Weisheit?

Emmed. Erst willig und gern thun, was recht und gut ist, dann sich schuldlos des Lebens freun, und, wo es seyn muß, muthvoll dulden mit Glauben und Hoffnung.

Aldin. Willig und gern thun, was recht und gut ist — auch dann, wenn die Tugend Kampf, Mühe und Opfer fordert?

Emmed.

Emmed. Auch dann.

Aldin. Das scheint unmöglich.

Emmed. Hast du nie die Erfahrung gemacht, daß die Liebe willig und gern große Mühen übernahm, Opfer darbrachte und sich der Opfer freute? *)

Aldin. Davon habe ich die Erfahrung an mir selbst, als Jüngling, als Gatte und jüngst noch als Vater gemacht.

Emmed. Huldige also der Tugend mit Liebe!

Aldin. Läßt sich Liebe gebieten?

Emmed. Sie gebietet sich selbst, wo sie dafür empfängliche Herzen findet.

Aldin. Diese Empfänglichkeit aber —

Emmed. Wird bey Liebe nicht mehr als bey Achtung vorausgesetzt. Zu beyden findet sich die Anlage in jedem unverwahrloseten Menschen; und

---

*) Mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht!

Jesus.

und diese Anlage kann und soll ausgebildet und vervollkommnet werden. Hast du Sinn dafür, das Erhabene, Große, Schöne und Gute in einem mit Freiheit handelnden Wesen anzuerkennen: so hängt es eben so wenig von dir ab, ob du dieses — das Schöne und Gute — liebenswürdig, als, ob du jenes — das Erhabene und Große — achtungswürdig finden willst. Vereint stellt es das Edle dar, welches Vernunft und Herz zugleich anspricht.

Aldin. Doch die Tugend in ihrer erhabenen Würde, verhindert sie, die Göttin, nicht eben durch ihre Würde den Sterblichen, sich ihr mit Liebe zu nähern?

Emmed. Willst du die Göttin bloß mit Zevs Majestät umstralt; ohne alle Mitgift von den Grazien denken? — Bebe vor ihrer Majestät zurück, wer noch unreines Herzens

ist. Wer aber reines Herzens ist, nahe sich mit Zutrauen; er wird entzückende Anmuth mit höchster Würde im engsten Bunde finden, der Göttin mit Liebe huldigen, und nun willig und gern thun, was recht und gut ist.

Aldin. Und die Weisheit, welche das Leben verschönert und seine Leiden mildert? —

Emmed. Sie wird nun mit desto glücklicherm Erfolg im Dienst der Tugend wirken; denn wahre reine Liebe theilt Allem, was sie umgiebt, ihre Rosenfarbe mit, und wandelt Wüsten in Paradiese um.

Aldin. Also reine, unintereßirte Tugendliebe forderst du, frey von Lohnsucht?

Emmed. Wer mit dem Götterfunken bloß sein Küchenfeuer unterhalten will, der entweiht ihn.

Aldin. Doch forderst du zugleich heitern frohen Sinn.

Emmed. Weil Gram, Mißmuth, Unzufriedenheit und böse Launen die Liebe ertödten und alle edlere Kräfte lähmen.

Wer sich weigert, der Tugend zu folgen, wenn ihr Weg über Dornen führt, der ist ihrer nicht werth. Wer aber die Blumen, die ihm entgegen blühen, aus Mißlaune zertritt, und sich selbst Dornen auf den Weg streut: den armen Kranken bemitleide.

Durch Trübsinn und Unzufriedenheit wird die Erfüllung jeder Pflicht erschwert; durch Frohsinn und Heiterkeit werden die schwersten Pflichten leichter.

Um der Tugend selbst willen ringe darnach, dir heitern frohen Muth zu erhalten!

Aldin. Wenn aber der Leiden Bürde zu schwer wird, wenn auch der Muthvolle und Starke in Gefahr kommt,

kommt, unter ihrer Last zu erlie-
gen? —

Emmed. Richte dich auf durch Glau-
ben und Hoffnung.

2.

Briefe an einen Freund.

Erster Brief.

Du wünschest: daß Deinem ehrlichen Pächter Martin, nachdem er lange genug fremdes Land gebaut, endlich einmal das Glück zu Theil werde, ein eigenthümliches Güthchen zu erhalten.

Dank, lieber Freund, für den Wunsch, der, ich gestehe es, in den seltenen Stunden, in welchen ich mir es erlaubte, wachend zu träumen, auch mein liebstes Traumbild war.

Es ist, denke ich, für den Vater von sechs Kindern ein verzeihlicher Traum; doch hüte ich mich wohl, daß der Traum nicht zu lebhaft werde, und etwa beym Erwachen eine beunruhigende Sehnsucht zurück lasse.

Indessen scheint mir selbst das zuweilen unbillig zu seyn, daß ich mir es

auch nur auf Stunden erlaube, noch mehr zu wünschen, da ich ohnehin schon so viel habe.

Ordne die Menschen nach Maasgabe ihrer Glückseligkeit: gewiß, ich werde in der langen Reihe, in welcher der Glückseligste das erste, und der Unglückseligste das letzte Glied ist, dem ersten weit näher als dem letzten stehen. Und wer so steht hat doch wohl Ursache mit seinem Stande zufrieden zu seyn.

Als ich noch Knabe war, gab ein Mann, von welchem wir es nicht erwarteten, mir und meinen Mitschülern eine lebendige Lehre durch That und Beyspiel, die ich nie vergessen werde!

Ein armer Tagelöhner sollte von einer Spende, welche für die Eltern und Pflegeeltern der ärmsten funfzig Schulkinder bestimmt war, seinen Theil bebekommen. Er fragte aber zuvor den

Rector: ob zwey andere arme Väter, deren Nahmen er nannte, auch in der Liste der diesjährigen Theilnehmer an der milden Stiftung wären? „Nein“ antwortete der Rector, „weil, wie man mir gesagt hat, die funfzig, welche ich aufgezeichnet habe, ärmer sind als diese.“

„Da sind Sie falsch berichtet worden!“ sagte der Mann, der unter dem gröbsten Gewande ein köstliches Herz verwahrte, „Beyde haben, wie ich, nicht mehr als was sie sich täglich erarbeiten. Der eine ist aber überdieß oft kränklich, und ich bin gesund; der andere hat vier unerzogene Kinder, ich nur zwey. Darum wäre es unbillig, wenn ich nähme, was den Aermern gehört. Es sey fern von mir, daß ich mir eine Gabe zueignen wollte, worauf Andere ein näheres Recht haben!“

Wie? ich sollte in meinen Ansprüchen auf Lebensglück und Lebensgenuß unbilliger, als dieser Tagelöhner, seyn?

Wenn der Rector der großen Erziehungsanstalt, in welcher wir alle zum höhern Leben vorgebildet werden, eine Spende an 500 Millionen der ärmsten seiner Schüler vertheilen wollte: so dürften wir beyde von dieser Spende wohl nichts erhalten; weil Andere, wegen größerer Dürftigkeit, ein näheres Recht darauf hätten. Und Menschen, die vor so vielen Millionen mit Ausgezeichnung gesegnet worden sind, könnten sich unzufriedene Wünsche erlauben?

Der Himmel erhalte uns beyden, was wir haben; vor allen Dingen Gesundheit an Seel' und Leib, Liebe und Freundschaft! Will er uns ein Mehreres geben, ohne daß dem Dürftigern und Würdigern dadurch etwas entzogen wird; nun wir werden es mit Dank annehmen und weise

zu benutzen suchen. Aber wir werden den Himmel nicht mit Bitten bestürmen, das Mehr nicht mit heißer Sehnsucht wünschen, und über das gewünschte Gute nicht vergessen, das Gute, das wir haben, zu genießen.

Zweyter Brief.

„Du möchtest die Rechnung sehn, nach welcher ich glauben könnte, in der Reihe der Glücklichen so hoch zu stehen!"

Eine solche Rechnung zu fertigen, ist an sich Genuß. Hier hast Du sie; wenigstens die Hauptdata dazu:

1) Ich lebe in Friede mit mir selbst. N.. bereicherte sich durch Betrug; R.. stürzte den Mann, dessen Amt er sich nun erschlichen hat, durch Verläumdung; St.. verführte ein schuldloses Mädchen, und überließ sie dann der Schmach und dem Elende. Alle drey sind jetzt reich und geehrt; aber ob sie bey der Erinnerung an solche Verbrechen glückselig seyn können, daran zweifle ich. Ich könnte es nicht seyn, wenn mein Gewissen

wissen mit Schuld belastet wäre. Wohl mir, ich fühle, wie wahr es sey, was der Weiseste und Beste unter den Menschen sagte: selig sind, die reines Herzens sind!

2) Ich habe Frieden im Hause. Wie viel würde unser K.. geben, wenn er sich solchen Frieden erkaufen könnte! Handelt ein Freund treulos und feindselig gegen uns, das schmerzt zwar sehr; aber wir können den Umgang mit dem Feinde, der erst unser Freund war, vermeiden; und durch die Entfernung wird der Schmerz allmählig gemildert. Wem aber eine treulose oder von dem Dämon böser Laune besessene Gattin in seinen täglichen Trank Wermuth und Galle gießt, ach, dem Armen verzeiht, wenn er Ruhe im Grabe sucht, die er auf Erden nicht finden kann; verzeiht, wenn er kraftlos dem Grame erliegt, da ihn am Tage sein Tisch

am

am Abend sein Bett mit Bahr- und Leichentuch umhüllt wird! — Wohl dem Manne, dem ein treues, sanftes freundliches Weib sein Haus zur Wohnung des Friedens und der Liebe weiht!

3) Sehr mäßig ist die Summe meiner Kenntnisse; doch blieb mir die Geisteswonne nicht fremd, welche mit der Erforschung des Wahren und der Empfindung des Schönen in den Werken der Natur und Kunst verbunden ist.

4) Ich bin gesund. Der Kranke mit Purpur bekleidet, der Gesunde mit gröbster Leinewand umhüllt — ist es wohl Frage, welcher von beyden der Glückseligere sey?

5) Ich bin Vater von sechs Kindern, die an Seele und Leib gesund sind, und jetzt schon mir manche

Freu-

Freuden schaffen, die gewiß zu den schönsten und reinsten gehören, welche die Erde gewähren kann. Heiter blicke ich in die Zukunft. Erreiche ich ein höheres Alter: so werden meine Kinder mein Alter mit Blumen umkränzen. Und einst — Dir, Freund, der Du ja mit mir ein besseres Land jenseits Grabes hoffest, Dir darf ich es sagen: daß der Gedanke, Vater von sechs Unsterblichen zu seyn, für mich etwas beseeligendes hat. Einst Vereinigung mit meinen Kindern im Lande der Frommen und Guten — Die Buchstaben, welche hier ausgelöscht sind, zerflossen in einer Thräne des Vorgefühls seliger Unsterblichkeit! —

6) Ein B.. und einige an Güte ihm ähnliche Menschen sind meine Freunde, die Freud und Schmerz mit mir theilen, Gedanken und Empfindungen mit mir wechseln,

und

und in denen mir das ganze mensch-liche Geschlecht theurer wird.

7) Ich bin ein freyer Mann. In Rücksicht auf den Eigenthümer meines Pachtguths erfülle ich die Pflichten, die ich nach Vertrag aus freyer Wahl übernommen habe, und bin übrigens eben so unabhängig von ihm, als er von mir ist. Von denen, welche sich größer fühlen, wenn Andere vor ihnen gebückt stehen, bin ich so weit entfernt, daß ich ohne Gefahr aufrecht stehen darf.

8) Es war eine Zeit, wo ich Schulden hatte, wo ich den Meinigen manches versagen mußte, was ich ihnen nicht ohne Schmerz versagen konnte, und wo ich oft über den Feierabend hinaus arbeiten mußte. Die Zeit ist vorüber, und labend ist der Rückblick auf überstandene Mühen. Jetzt bin ich schuldenfrey, habe mein

Aus-

Auskommen, und seit zwey Jahren, da mir einige ökonomische Verbesserungen gelungen sind, sogar einen kleinen Ueberschuß; habe täglich einen Feierabend, wöchentlich einen Sonntag, und von Zeit zu Zeit einen Festtag.

Ich könnte noch so manche kleine Annehmlichkeiten des Lebens, welche zusammen genommen eine nicht unbedeutende Summe ausmachen würden, in Rechnung bringen; aber ein guter Oekonom thut nichts Ueberflüßiges.

Dritter Brief.

Ist es wahr: „daß Tausende in allen Ständen eine ähnliche und größere Rechnung aufstellen könnten, wenn sie, wie ich, die schönere Seite ihrer Lage und Verhältnisse ausheben und ins hellste Licht setzen wollten; daß aber dennoch nur wenige hohe Glückseligkeit als Summen heraus bringen würden!" ist dieß wahr, so folgt, denke ich, nur das:

Daß die Menschen weit besser thäten, wenn sie weniger auf Sammlung und Anhäufung von Materialien zum Gebäude ihrer Glückseligkeit, als auf weise Benutzung ihres Vorraths dächten.

Wäre Deine zweyte Bemerkung gegründet: daß ich den grösten Theil der von mir in Rechnung gebrachten Summe

me nicht sowohl dem Glück als mir selbst zu danken hätte: so würde ich eben deswegen in der Reihe der Glückseligen noch höher hinauf rücken. Denn sollte wohl nicht der Gedanke: selbst Schöpfer seines Glücks zu seyn, jedem errungenen Gute erhöhten Reitz geben? Oder sollte es etwa mehr Genuß gewähren, Reichthum in den Kasten der Vorfahren zu finden, oder Ehre auf altem Pergament zu erben, als, jenen durch Fleiß und Nachdenken, diese durch Verdienste zu erwerben?

Doch, lieber Freund, ohne die Bescheidenheit zu übertreiben, gestehe ich Dir: daß ich selbst das, was Du mir als volles Verdienst anrechnest, nur zum kleineren Theil dafür erkennen kann.

Ich habe einige ökonomische Verbesserungen gemacht, welche gelungen sind — weil die Witterung für meine ersten

sten Versuche ungemein günstig war. Ein feuchtes Jahr würde mir wahrscheinlich eine Mißerndte gebracht haben.

Ich gewinne dadurch viel, weil ich alles zu rechter Zeit mit Ordnung und Pünktlichkeit thue. Aber diese, mir so ungemein nützliche, für mein ganzes Lebensglück so wohlthätig wirkende Eigenschaft habe ich mir nicht erworben, sondern ich bin — wie das wohl bey den meisten Ordnungsliebenden Menschen der Fall seyn mag! — von Jugend auf daran gewöhnt worden.

Ich habe vielleicht etwas mehr Geistesbildung, als manche meiner Collegen: aber haben diese auch solchen Unterricht, wie ich, gehabt?

Mit redlichem Fleiße, und nicht ganz ohne Erfolg arbeite ich an meiner sittlichen Veredlung. Aber ein Mensch zu dessen Herzensbildung ein tugendhafter Vater, eine fromme Mutter, wür-

dige Lehrer und edle Freunde so viel beygetragen haben: hätte sehr Ursache, sich seiner sittlichen Vorzüge mit Bescheidenheit zu freuen, wenn er auch um vieles besser wäre, als ich bin.

Ich habe dem Schicksale, oder laß mich lieber sagen, dem, der den Leitungsfaden meines Lebens und meiner Schicksale in seiner Hand hält, unaussprechlich viel zu verdanken. Ich erkenne es, und es scheint mir, als ob durch das Gefühl dieser Dankbarkeit meine Zufriedenheit selbst vester begründet würde.

Aber Du, lieber, theurer Freund, Du haderst mit dem Schicksale, Du bist mit Deinem Loose unzufrieden. Das scheint mir aus Deinem letzten Briefe auf das deutlichste hervor zu gehen; und das schmerzt mich.

Möge Dein Himmel bald heiterer werden!

Vierter Brief.

Also war meine Vermuthung gegründet. Du bist unzufrieden; glaubst mehr, und besonders einen Deinen Kräften angemessenern Wirkungskreis, verdient zu haben. Es schmerzt Dich, in Deinem beschränkten Kreise, und bey so einförmigen, mechanischen Geistertödtenden Arbeiten wenig oder gar nichts Gutes wirken zu können.

„Ob ich Deine Unzufriedenheit, die Dir aus einer nicht unedlen Quelle zu fließen scheint, mißbillige, und was ich davon denke?"

Lieber B.., einem Manne, der mir bloß von Unzufriedenheit mit seinem Stande und von seinen Verdiensten spräche, von dessen sittlicher Güte ich aber nicht so überzeugt wäre, als ich es von der Deinigen bin, dem, wenn

wenn er meine Meinung wissen wollte, würde ich sagen:

Lieber, der Mensch ist nie mehr der Gefahr zu irren ausgesetzt, als wenn er über seine eigenen Verdienste urtheilt. Er schlägt dann seinen Werth fast immer zu hoch an. Doch laß uns näher untersuchen, was es heißen soll, wenn Du sagst: ich verdiene mehr als Andere!

Soll es heißen: ich habe mehr als Andere zum Wohl meiner Mitmenschen beygetragen? Nun dann, wenn das wirklich der Fall ist, warum sehnst Du Dich so ängstlich aus einem Stande heraus, in welchem Du, nach Deinem eigenen Geständniß, mehr als Andere zum Wohl der Menschen beytragen konntest?

Soll es heißen: ich that mehr als Andere, und wurde nicht genug belohnt?

lohnt? So hast du freilich ein Recht, für treue Arbeit verdiente Belohnung zu fordern: aber forderst Du nicht vielleicht zu viel und unbescheiden? oder warst du vielleicht nicht sowohl deswegen mit der erhaltenen Belohnung unzufrieden, weil sie an sich zu gering war, sondern deswegen, weil Andere mehr erhielten, als sie billigerweise fordern konnten? Und wolltest Du nun, der Du von Verdienst sprichst, auch unbillig seyn, weil es Andere sind? Und wolltest Du für Alles, was Du thatst, vollen Lohn fordern, was bliebe Dir dann noch Verdienstliches? Wie wolltest Du bey Dir selbst, bey Deinem eigenen Herzen dem Vorwurfe entgehen, daß Du bloß aus Eigennutz und Lohnsucht gearbeitet habest?

Soll es endlich heißen: ich habe mehr Kenntnisse und Kräfte, als

zu meinem gegenwärtigen Posten erfordert werden? So wäre es zwar allerdings zu wünschen, daß man bey Uebertragung der Aemter und Geschäfte auf das Maas von Kenntnissen und Kräften des Menschen, dem man ein Amt übertragen will, sorgfältig Rücksicht nähme; doch so, daß man dabey nie vergäße, zu fragen: ob mit der Kraft auch guter Wille vereinigt sey? denn der Mann mit großer Kraft ist ein desto schädlicheres Mitglied der menschlichen Gesellschaft, wenn diese Kraft von einem verdorbenen Herzen geleitet wird. Ein vorzüglicher Beweis von Güte ist aber der, wenn ein Mann, welcher Kraft hat, große Geschäfte wohl auszuführen, das ihm anvertraute kleinere Geschäft mit gewissenhafter Treue vollbringt. Beweise Du diese Güte im Kleinen und mache Dich dadurch des Größern immer würdiger. Bist Du in dem kleineren

Wir=

Wirkungskreiße nur gegen ängstliche Nahrungssorgen gedeckt: so halte es doch ja für Glück, nach Vollendung Deiner Berufsgeschäfte noch Kraft übrig zu haben, die Du zur größern Ausbildung Deines Geistes, zur Erziehung deiner Kinder und zu manchem andern Guten verwenden kannst.

Das würde ich dem Unzufriedenen sagen, von welchem ich glaubte, daß es ihm blos darum zu thun wäre; mehr zu gelten. Dich aber, edler Freund, dem es darum zu thun ist, mehr zu wirken, verweise ich an das Herz selbst, aus welchem der bessere Wunsch entsprungen ist. Es wird Dich, wenn auch Dein Wunsch nicht erfüllt werden sollte, mit dem Bewußtseyn stiller Güte entschädigen.

N. S. Die Beilage fand ich unter meinen ältern Papieren. Siehe, ob sie etwas enthält, was auf Deine Lage anwendbar ist.

3.

Ueber die Klage: daß man in seinem Wirkungskreise zu wenig Gutes thun könne.

Nur gar zu leicht täuscht sich der Mensch selbst, und schmeichelt sich aus den reinsten Absichten und lautersten Bewegungsgründen gehandelt zu haben, wo vielleicht ein sinnlicher Antrieb ihn leitete. Diese Täuschung mag auch oft bei denen Statt finden, welche mit ihrem Stande und ihrem Wirkungskreise unzufrieden sind, weil sie, wie sie sagen, zu wenig Gutes wirken können. Wollte Mancher dieser Unzufriedenen sich selbst streng und unpartheiisch prüfen: so würde die Quelle seiner Unzufriedenheit ihm verdächtig werden, so würde er sich vielleicht selbst das Geständniß ablegen, daß nicht sowohl der reine Wille mehr Gutes für die Welt zu stiften, als der eigennützige Wunsch, mehr Macht, Ansehen und Vermögen zu erhal-

erhalten, sich mehr geltend zu machen, jene Unzufriedenheit veranlaßt habe. Doch es giebt auch gewiß Menschen, bey denen diese Unzufriedenheit aus einer reinern und edleren Quelle entspringt.

Die Fragen: Was könnte und sollte das Menschengeschlecht sein, und was ist es in seiner dermaligen Lage? Was könnte so mancher, dem Macht und Vermögen anvertrauet ward, bey gutem Willen damit thun, und was thut er, da ihm dieser gute Wille fehlt? Was ließe sich erwarten, wenn jedes Mittel zur Besserung gewissenhaft aufgesucht und angewendet würde? und wie bleibt hingegen so manches Besserungsmittel unbenutzt, und wie wird so manches gemißbraucht — ja wie wird oft die an sich gute Sache unter den Händen schwacher oder ehrgeiziger und selbstsüchtiger Menschen verunstaltet, entweihet, geschändet? Wie wird oft das der Welt zum Fluch, was ihr zum Heil und Segen gegeben ward? —

Kein

Kein Wunder, wenn diese Fragen, so gedacht, den Menschenfreund bald mit Unwillen bald mit Gram erfüllen, und wenn er darum mit seiner Lage unzufrieden wird, daß er so wenig zur Beförderung der Wahrheit, der Sittlichkeit und des gemeinen Wohls, zur Verminderung des Irrthums, des Lasters und des Elends beizutragen vermag.

Vergleicht man damit die ruhige Selbstgenügsamkeit und Selbstbehaglichkeit so vieler Menschen, die, wenn ihnen nur selbst nichts abgeht, wenn sie nur selbst von körperlichem Schmerz befreit bleiben und in dem Genuß gewohnter Vergnügungen nicht gestört werden, dann, unbekümmert um das Loos ihrer Mitmenschen, alles seinen trägen Gang fortgehen lassen: so kann man wohl nicht umhin, jene Unzufriedenheit weit vorzuziehen und sie, in Rücksicht auf die Quelle, aus welcher sie entspringt, edel und achtungswürdig zu nennen.

Dennoch aber ist es nicht zu leugnen, daß auch hier das Gute leicht übertrieben, gemißbraucht und durch Uebertreibung und Mißbrauch sehr schädlich werden könne. Schädlich wirkt diese Unzufriedenheit, ungeachtet der edlen Quelle, aus welcher sie entspringt, wenn sie zur herrschenden traurigen Gemüthsstimmung wird. Weinen ist zwar oft edler, als Lachen; aber das menschliche Leben bedarf froher Zuversicht und heiterer Stimmung, und wo Schwierigkeiten sind, bedarf man Muth, um sie zu überwinden. Nichts aber lähmt den Muth mehr, als anhaltende mit Gram und Mißvergnügen verbundene Unzufriedenheit; und der Mensch, der Kraft genug zu haben glaubte oder auch wirklich hatte, einen weit größeren Wirkungskreis auszufüllen, füllt vielleicht nach einiger Zeit, wo er von Gram und Mißmuth sich überwältigen ließ, nicht einmal den kleineren Kreis gehörig aus, den ihm die Vorsehung angewiesen hatte.

Darum denke dir es, redlicher Freund des Wahren und Guten: daß man in jedem gesetzmäßigen Stande, auch in dem niedrigsten, viel Gutes stiften könne, wenn man die Pflichten seines Standes gewissenhaft erfüllt und jede Gelegenheit, die sich darbietet, Andere durch Rath und That zu unterstützen, vor Fehlern zu warnen, zum Guten zu ermuntern, im Guten zu bevestigen, weise benutzt. Ja man kann dieß sogar unter Verhältnissen, unter welchen es scheinen sollte, als wenn man auf alle Wirksamkeit für die Welt Verzicht thun müßte.

Ein Armer, der für dieses Leben unaussprechlich und unersetzlich viel verloren hatte, dem keine auf- oder untergehende Sonne mehr Freude ins Herz lächeln konnte, für den die Natur sich nicht mehr in Frühlingsgewand, kein Himmel mehr in sanftes Blau, keine Erde mehr in belebendes Grün kleidete;

dem

dem keine Blume, keine Saat, kein Baum in seiner Pracht mehr ans Herz sprechen konnte, ein Unglücklicher, der schon seit einer Reihe von Jahren den köstlichsten menschlicher Sinne, und ach, hoffnungslos verloren hatte — ein armer Blinder hatte es durch vernünftiges Nachdenken, durch frommes Vertrauen auf Gott und andere Trostgründe der Religion unterstützt, so weit gebracht, daß er sein trauriges Loos ohne Murren ertrug, ja sogar im Kreise wohlwollender Freunde an dem schuldlosen Genuß des Lebens noch herzlich Theil nahm. Doch klagte er einst einem Freunde, daß ihn nur der Gedanke in der Stunde der Einsamkeit zuweilen tief niederbeuge: Du Armer mußt immer von Andern empfangen, ohne etwas Gutes für sie thun zu können! Gott weiß es, setzte er hinzu, wie gern ich wirken wollte, und wie mich es schmerzt, nicht wirken zu können.

Wahr und richtig antwortete ihm der Freund: „Beruhige dich, frommer Dulder, mit deinem Wunsche, der an sich so gut ist und gewiß Werth vor Gott hat; und freue dich: dein Wunsch ist nicht vergebens! Du wirkest viel, viel Gutes für deine Brüder. Dieß schon durch den ungeheuchelten Ausdruck von Ruhe und stiller Heiterkeit, mit welchem du gewöhnlich im geselligen Leben erscheinest. Es giebt der Unzufriedenen so viel, welche mit Unrecht klagen und murren und sich und Andern das Leben verbittern; für diese wird dein Beispiel mehr als die beste Rede fruchten.

Den Gedanken: ist es möglich, daß ein Mensch, dem kein Tag mehr leuchtet, den dunkle Nacht bis an das Grab umgiebt, dennoch innere Ruhe und Zufriedenheit sich erringen und Gott für sein Daseyn preisen kann; wie unweise und undankbar handelt ihr dann, die ihr im Besitz so mancher schätzbaren

Güter dennoch selten oder nie dem Geber aller guten Gaben einen frohen Dank darbringet! ihr, die jeder leicht vorübergehende Schmerz, jeder kleine Verlust, jeder verfehlte Wunsch zu böser Laune und Mißmuth verstimmt, und die ihr wohl gar mit Neid auf die blickt, die vom Glück mehr als ihr begünstigt zu seyn scheinen! — Diesen Gedanken wirst du, edler Leidender, gewiß bey Manchem zu seinem Heil erwecken. Wer aber Menschen ruhiger und zufriedener machte, der hat wohlthätig sehr wohlthätig für sie gewirkt."

Denke dir es, redlicher Freund des Wahren und Guten: die Tugend, je geräuschloser, je stiller sie handelt, erscheint desto unverdächtiger als wahre Tugend. Es sey zwar fern von uns, jede gute That, die öffentlich vor der Welt vollbracht wird, nach der gewöhnlichen Art oder Unart so vieler unserer Zeitgenossen darum allein schon verdächtig zu finden.

Es giebt Handlungen, die schlechterdings nicht ganz unbemerkt geschehen können, wenn sie nicht ihren wohlthätigen Zweck verfehlen sollen. Man kann es auch mit dem Geheimhalten des Guten übertreiben; denn die Welt bedarf guter Beispiele; und man kann gar wohl laut und öffentlich eine Pflicht erfüllen, und dabey dennoch durchaus anspruchslos und wahrhaft bescheiden bleiben, eben weil man überzeugt ist, daß man damit nichts als seine Pflicht gethan habe, und dafür keinen besonderen Dank erwartet. Dir selbst aber werde deine vermeinte Tugend verdächtig, wenn du nur Gutes thust, wo es von Andern bemerkt wird, aber die stilleren Pflichten im alltäglichen und häuslichen Leben vernachlässigest. Ist es dir nicht darum zu thun, gut zu scheinen, sondern wahrhaft gut zu seyn, dann wird es dir auch im kleinsten häuslichen Kreise nicht an Gelegenheit fehlen, Güte zu beweisen, wohlzuthun und oft viel Gutes zu wirken.

Du z. B. gute Mutter, die du mit Sorgfalt darüber wachest, das Herz deiner Kinder zu bilden, jeden Seelenvergiftenden Hauch des Lasters von ihnen abzuhalten, früh ihnen Liebe für Wahrheit und für Recht in die noch weicheren Herzen tief und unauslöschlich einzuprägen — sey es, daß du nur von wenigen, sey es, daß du von niemanden bemerkt wurdest, als von dem, dem nichts verborgen ist: du wirktest viel Gutes. Das Kind, das du für die Tugend und durch sie für die Erde und den Himmel zugleich bildetest, wirkt einst durch Lehre und Beispiel wohlthätig auf Andere; und dann, wenn längst schon deine Gebeine zu Staube sind eingesunken, werden Menschen, die jetzt noch nicht geboren sind, Ursache haben, dein Andenken zu segnen.

Je weniger Ermunterung von außen du hattest und dennoch redlich thatest, was du thun konntest, desto bewährter ist deine Tugend.

Den=

Denke dir es endlich, daß ja die Zeit deines Wirkens nicht auf ein kurzes Erdenleben von der Wiege bis zum Grabe beschränkt ist. Denke dir ihn oft den seelenerhebenden Gedanken, um dich zu treuer Erfüllung deiner Pflichten zu stärken: Du bist unsterblich. Und darum geht keine Kraft des Geistes verloren; nähre, pflege, übe sie, bilde sie aus; sie wird, wo nicht immer hier, doch gewiß dort einen ihr angemessenen Wirkungskreis finden.

K. St.

Ende des ersten Bandes.

Druckfehler.

Seite 64. Zeile 13 statt: Segens lies Sieges

„ 90. „ 21 st. nur l. nun

„ 136. „ 8 st. Spähre l. Sphäre

„ 146. „ 20 st. Ueberrechnen l. Uebernehmen

„ 120. „ 9 st. frohen l. hohen

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Erfurt,
gedruckt bey Adolph Wilhelm Strigelius.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Demme, Hermann Christoph Gottfried,

Abendstunden im Familienkreise gebildeter und guter Menschen

Bd.: 1. (1804). - VIII, 350 S.

Gotha 1804

Mor. 1205 f-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10597794-2